

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Deutscher Reporterpreis 2010

**Kategorie:
Die beste Lokalreportage**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

- 1) Blum, Katrin: „Ich will's wiederhaben“ (Stuttgarter Zeitung)
- 2) Haseborg, Vilker ter: Er wollte so gern ein Deutscher sein (Hamburger Abendblatt)
- 3) Keseling, Uta: Das hier ist auch Deutschland (Berliner Morgenpost)
- 4) Klesse, Anne: Geh dahin zurück, wo du herkommst (Berliner Morgenpost)
- 5) Kröger, Christine: Abgeschaltet: Aufstieg und Fall eines V-Mannes (Weser-Kurier)
- 6) Meiborg/Fays, Mounia/Jean-Charles: Bremen hinter dem Schleier (Weser-Kurier)
- 7) Müller/Stuff, Daniel/Britta: Berliner Setzkasten (Berliner Morgenpost)
- 8) Plarre, Plutonia: Er ist draußen (Die Tageszeitung)
- 9) Schmalenberg, Detlef: „Sie war der Teufel, der mir das Leben zur Hölle gemacht hat“ (Kölner Stadtanzeiger)
- 10) Schwarz, Peter: Ganz normale Helden (Waiblinger Kreiszeitung)

„Ich will's wiederhaben“

Bis zur Niederkunft wusste sie nicht, dass sie schwanger war. Vielleicht wollte sie es auch nicht wissen. Die Geschichte einer 25-Jährigen, die ihr Neugeborenes in der Stuttgarter Babyklappe abgegeben hatte - und es ein paar Tage später zurückholte.

Von Katrin Blum, Stuttgarter Zeitung, 08.06.2010

Draußen war es kalt. Laura fror nicht. Vielleicht schneite es sogar in dieser Nacht. Laura erinnert sich nur an das Kind, das in Handtücher eingewickelt in ihrem Arm lag und schlief. Es musste weg, da war sie sich sicher. Einfach nur weg. Ein Kind. Das passte doch nicht in ihr Leben. Nicht so plötzlich, und schon gar nicht von diesem Mann.

Nun möchte man meinen, eine Frau habe neun Monate Zeit, sich auf ein Kind vorzubereiten. Laura, die in Wirklichkeit anders heißt, hatte zwei Stunden. Selbst in dem Moment als ihre Wehen einsetzten, war ihr nicht klar, dass sie ein Kind bekommen würde. Sie dachte, die Wehen seien einfach Bauchschmerzen und dass sie etwas Falsches gegessen hätte. Als die Wehen stärker und stärker wurden, ging sie ins Bad. Dort wurde ihr langsam bewusst, was gerade geschah. Sie fing an zu pressen.

Das Kind kam ohne Komplikationen. Laura, 25, dachte nur, das kann nicht sein. Da lag ein Baby - ihr Baby. Es schrie nicht, weinte nicht, es lag nur da. Laura war geschockt, überfordert und dann wieder völlig klar. Sie machte einen Knoten in die Nabelschnur, schnitt sie durch, wickelte das Kind in Handtücher und rief einen Freund an. Er solle im Internet nach einer Babyklappe schauen und sie hinbringen, sagte sie ihm. Es war ein Uhr nachts.

Eine Stunde später fuhren sie in den Hof des Weraheims im Stuttgarter Westen. Auf einmal war die Angst da: „Was ist, wenn mich jemand sieht? Was ist, wenn die das Kennzeichen notieren, wenn man mich festhält, mir Vorwürfe macht?“ Laura stieg aus, das Kind im Arm. Neben dem Haus sah sie die Klappe. Sie war nur schwach beleuchtet. „Liebe Mutter“, stand da, „wenn Sie diese Klappe geöffnet haben, können

Sie Ihr Kind in ein Babybett legen. Wir werden Ihr Kind gut versorgen. Wir versprechen Ihnen vollkommene Anonymität. Weitere Informationen befinden sich in der Klappe.“

Laura las nichts davon. Sie zögerte nicht mehr. Klappe auf, Kind rein, Klappe zu. Fertig. Als Laura sich umdrehte, fing das Kind an zu weinen. Zu dem Freund sagte sie, er solle sie schnell wegfahren. Zu irgendeinem Parkplatz. Dort zündete sie sich eine Zigarette an. „Ich dachte, es ist alles in Ordnung.“ Der Freund brachte sie nach Hause. „Ich bin erst morgens um sechs eingeschlafen und hab gedacht, dass ich das als Albtraum abstempeln, es irgendwie ausblenden kann.“

Sie wollte vergessen, was sie sich selbst nicht erklären konnte. Wie konnte es sein, dass sie ein Kind in sich trug und nichts davon merkte? Ihre Periode hatte sie regelmäßig gehabt und vielleicht zwei Kilo zugenommen. Heute glaubt sie: „Der Kleine hat sich versteckt. Er ist kaum gewachsen, weil er wusste, dass er nicht sein darf.“

Es hatte eine Zeit gegeben, in der Laura in den Vater ihres Sohnes verliebt gewesen war. Er hatte sie abends in einer Bar angesprochen. Er war nett. Laura traf sich wieder mit ihm, und sie wurden ein Paar. „Der erste Monat war perfekt, dann haben die Psychospielchen angefangen. Er hat ständig angerufen, wusste immer, wo ich bin.“ Er habe Freunde von ihm beauftragt, sie zu beobachten, sagt sie: beim Einkaufen, bei der Arbeit, beim Ausgehen. Er wollte sie heiraten, sie wollte ihn erst mal kennenlernen. Und je mehr sie das tat, desto fester war sie davon überzeugt, dass er nicht der Richtige war. Sie trennte sich, er akzeptiere das nicht. Sie gab ihm eine Chance, „doch er hat gelogen, gelogen, gelogen“. Als er anfing grob zu werden, trennte sie sich endgültig. „Dann hat er mir gedroht und meinen Eltern auch.“ Laura wollte ihn nie wieder sehen. Das will sie bis heute nicht.

Am Abend nach der Geburt ging Laura mit Freunden aus, um auf andere Gedanken zu kommen. Sie sagte sich, sie sei gerade nicht in der Verfassung, ein Kind großzuziehen. Sie liebte ihre Freiheit. Natürlich wollte sie irgendwann Kinder haben, aber viel später mit dem richtigen Partner.

Mit dem Freund, der sie zur Babyklappe gefahren hatte, sprach sie zwei Tage kein Wort. Dann rief sie ihn an. „Wir haben es schöngeredet. Ich hab ihm gesagt, dass ich keine Mama sein kann, dass ich die Verantwortung nicht übernehmen kann, dass es einfach nicht geht.“ Vielleicht glaubte sie das selbst nicht. Vielleicht war ihr irgendwann doch klar, dass es jetzt zu ihrem Leben gehörte, Mutter zu sein. Denn anstatt ihre Freiheit zu genießen, hörte Laura auf zu essen und fing an zu weinen - stundenlang. „Ich hab mir vorgestellt, wie ich jeden Tag an den Kleinen denke und mich mein Leben lang frage, was er macht und wie er heißt.“ Sollte sie anrufen? Sollte sie sagen, dass sie die Mutter des Kindes ist und es sehen möchte? „Ich dachte, dass ich dann irgendwie verurteilt werde oder dass mir jemand blöd kommt und sagt: , Wie kannst du nur .“

Eine Mutter, die ihr neugeborenes Kind im Wärmebettchen der Babyklappe ablegt, hat acht Wochen Zeit, es wieder zu sich zu holen. In dieser Zeit wird es von einer Pflegefamilie versorgt. Ist die Frist abgelaufen, wird eine Adoption eingeleitet. Spätestens nach einem Jahr ist das Verfahren rechtsgültig, dann hat die leibliche Mutter keine juristischen Ansprüche mehr auf das Kind. Ein Kontakt ist dann nur möglich, wenn die Adoptiveltern auch damit einverstanden sind.

Laura brauchte fünf Tage. Dann wählte sie die Nummer des Mutter-Kind-Heims. Eine Frau nahm ab. „Ich hab am Donnerstag mein Baby in die Babyklappe gelegt, und ich will's wiederhaben“, sagte Laura. Die Frau am anderen Ende antwortete nicht: „wie können Sie nur“, die Frau freute sich.

Die Stuttgarter Babyklappe gibt es seit acht Jahren. 19 Frauen haben während dieser Zeit ihr Kind dort abgegeben. Sechs wollten es, wie Laura, wieder zurück. Weil eine DNA-Analyse zu teuer ist, wird die Mutterschaft auf eine andere Weise festgestellt. Laura musste zuerst alles so genau wie möglich beschreiben: wie das Kind aussah, was es angehabt und wann sie es in die Klappe gelegt hatte. Dann ging sie zum Frauenarzt, der untersuchte, ob sie auch wirklich ein Kind geboren hatte. Er stellte ihr eine Bescheinigung aus.

Am selben Tag, an dem Laura offiziell Mutter wurde, veröffentlichte der Deutsche Ethikrat eine Stellungnahme, die den Titel trug „Das Problem der anonymen

Kindesabgabe“. Darin werden nicht nur ethische, sondern auch rechtliche Bedenken beschrieben. So würde dem Kind etwa das Recht auf Kenntnis seiner Herkunft verweigert, und die Eltern würden ihrer Fürsorge- und Unterhaltspflicht nicht nachkommen. Der Rat empfahl am Ende, die Klappen aufzugeben und legale Hilfsangebote zu verstärken. Das Bundesfamilienministerium gab etwa zur gleichen Zeit ein Forschungsprojekt in Auftrag, um Sinn und Wirkung von Babyklappen zu ermitteln. Ergebnisse werden für Mitte 2011 erwartet, Gesetzesänderungen sind vorerst nicht geplant.

Laura bekam von alledem nichts mit. Sie stand zwei Tage nach ihrem Anruf beim Kinderheim zitternd in der Intensivstation einer Klinik, in der ihr Sohn lag, weil er leicht unterkühlt und untergewichtig gewesen war. Lauras Herz klopfte, sie hatte Tränen in den Augen. Dann durfte sie ihn in den Arm nehmen: „Es war schön und komisch, weil ich nicht gleich glauben konnte, dass er mein Kind war“, sagt sie. Eine Sozialarbeiterin vom Jugendamt sagte ihr, welcher Name ihrem Sohn gegeben worden war: Benjamin. Laura hätte ihn ändern können. Aber Benjamin blieb Benjamin.

Die Sozialarbeiterin sagte Laura auch, was sie jetzt alles machen müsse, solle und könne. Die beiden, so ihr Vorschlag, sollten erst mal in das Mutter-Kind-Heim ziehen, weil Laura ja nichts für das Baby hatte, weder ein Bett noch einen Kinderwagen noch irgendwelche Kleider. Laura stimmte zu. Zu ihren Eltern wollte sie nicht zurück. „Das hat aber nichts mit meiner Beziehung zu ihnen zu tun“, sagt sie, und ihre Stimme wird lauter. „Die Leute sagen immer, wenn sich eine Frau nicht anders zu helfen weiß, als ihr Kind in die Babyklappe zu legen, muss sie ja aus schwierigen Verhältnissen kommen.“ Lauras Eltern sind seit 30 Jahren verheiratet, Angestellte, haben zwei Kinder. „Mir hat es nie an etwas gefehlt. Meine Eltern haben mir alles ermöglicht und mir immer geholfen. Immer.“ Auch jetzt. Doch zurück wollte Laura nicht.

Ihre Stimme zittert, wenn sie über die erste Zeit mit Benjamin spricht. Lauras Stimme zittert sonst nie. Sie versucht immer, die Kontrolle zu behalten, aber manchmal fällt es ihr schwer: „Ich durfte Benni nicht aus dem Krankenhaus holen. Das war schlimm.“ Er war zu schwach. Als sie ihn endlich bei sich hatte, wusste sie

erst nicht, wo sie ihn anfassen sollte, ohne etwas kaputt zu machen, „so klein und so dünn war er“.

Benni ist immer noch klein und dünn. Er ist ein ruhiges Kind und blond wie Laura. Wenn Benni weint, weiß Laura inzwischen gleich, was ihm fehlt. Und er will immer oben sein. Sobald er liegt, beschwert er sich. Dann nennt sie ihn „kleine Motzkuh“. „Selbst wenn er müde ist, hält er die Augen offen und guckt, ob ich noch da bin“, sagt Laura. Ihr ist es egal, ob ihr jemand glaubt, dass sie von ihrer Schwangerschaft nichts wusste. Mittlerweile ist es ihr auch egal, was andere darüber denken, dass sie ihr Kind in die Babyklappe gelegt hat. „Ich bin froh, dass ich so reagiert hab. Dass ich in dem Schock noch so handeln konnte, dass ich gesagt hab, ich geb das Kind da hin und schmeiß es nicht weg.“

Aus dem Mutter-Kind-Heim will sie so schnell wie möglich ausziehen. Obwohl sie froh über das Heim und die Klappe ist, gibt es hier nach ihrem Empfinden zu viele Verpflichtungen, etwa die „Aufarbeitung der nicht bemerkten Schwangerschaft“. „Ich muss da nichts aufarbeiten“, sagt Laura, „ich rede mit meiner Familie. Das reicht mir. Vielleicht brauch ich’s in zehn Jahren mal. Aber ich muss nach meinem Kind gucken. Es bringt nichts, jetzt in meiner Vergangenheit stochern zu lassen.“

Laura wird ihr neues Leben ohne Bennis Vater leben. Wenn ihr Sohn einmal groß ist, will sie ihm nicht erzählen, wie sein Leben angefangen hat. Sie hat Angst, dass er einmal denken könnte, sie habe ihn nur zurückgeholt, um ihr schlechtes Gefühl zu beruhigen. „Ich glaube, ich würde ihm damit mehr schaden als Gutes tun.“ Vielleicht würde er dann ja auch abhauen, sie nicht mehr lieben. Aber das sind Spekulationen. „Benni ist jetzt auf der Welt“, sagt Laura, „und er ist bei seiner Mutter und fertig.“

Er wollte so gern ein Deutscher sein

Binnen kurzer Zeit begingen in Norddeutschland drei Abschiebehäftlinge Selbstmord. Einer war der Armenier Slawik C. Elf Jahre lebte er in Jesteburg, war fleißig und beliebt. Warum sollte er das Land verlassen, warum hat er sich erhängt? Eine Spurensuche

Von Volker ter Haseborg, Hamburger Abendblatt, 21.07.2010

Am Abend, gegen 18.50 Uhr, hat die Gefängnisleiterin noch mit ihm gesprochen. "Machen Sie keine Dummheiten", sagte sie zu ihm. "Nein, ich will leben. Ich habe doch eine Enkeltochter", antwortete er, lächelte und ging auf seine Zelle.

Fünf Tage später sollte Slawik C. nach Frankfurt gebracht werden. Dort hätte man ihn in ein Flugzeug nach Moskau gesetzt. Auch den Anschlussflug in die armenische Hauptstadt Eriwan hatten die deutschen Behörden für Slawik C. gebucht.

Slawik C. ist nie nach Eriwan gestartet. Am Abend des 2. Juli hat er sich mit dem Stromkabel eines Wasserkochers am Fenstergitter seiner Zelle erhängt. Es war schon der dritte Suizid von Abschiebehäftlingen aus der Metropolregion Hamburg in diesem Jahr. Im März hatte sich im Gefängnis Krankenhaus am Holstenglacis ein Georgier erhängt, im April eine Indonesierin in der JVA Hahnöfersand.

Slawik C. wurde 58 Jahre alt. Er hinterlässt seine 55-jährige Frau Asmik, seinen 28-jährigen Sohn Samwell, der verheiratet ist und eine zweijährige Tochter hat.

Die Familie C. bewohnt eine Doppelhaushälfte aus Backstein in Jesteburg, einem Ort mit Fachwerkhäusern und verträumten Alleen. Von außen betrachtet, sieht die Lebenswelt der Familie aus wie die einer typisch deutschen Familie im Hamburger Speckgürtel. Im Garten, vor dem Gewächshaus, flattert eine Deutschland-Fahne im Wind.

Die Gardinen im Wohnzimmer sind zugezogen. Asmik C. hat dunkle Ringe unter den Augen. Sie trägt auch zwei Wochen nach dem Tod ihres Mannes schwarze Kleidung. Sie erzählt, wie sehr ihr Slawik Deutschland geliebt hat. "Wenn er beim

Essen einen Toast aussprach, hat er immer gesagt: „Ich trinke auf Deutschland“, sagt sie und weint. Sie schaut auf das Porträtbild neben dem Sofa: Slawik C. trägt auf dem Foto einen grauen Anzug und eine dunkelgelbe Krawatte, er lächelt. Sein Sohn Samwell hat die Augen seines Vaters. Die zweijährige Enkeltochter spielt im Wohnzimmer, sie lacht, schreit fröhlich. Sie versteht noch nicht, dass ihr Opa nicht mehr lebt.

Am 15. August 1999 waren Slawik, Asmik und Samwell C. illegal auf einem Lkw nach Deutschland eingereist. Sie kamen aus Aserbaidschan, sagt Samwell C., sie gehörten dort zur verfolgten armenischen Minderheit. "Dort herrscht Krieg. Immer noch", sagt Samwell C.

Nach ihrer Ankunft stellten sie ihren Asylantrag, der Antrag wurde vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge als unbegründet abgelehnt. Die Familie klagte vergeblich dagegen, seit 2003 war sie rechtlich dazu verpflichtet, Deutschland zu verlassen. Doch solange ihre Identität nicht geklärt war, mussten sie geduldet werden. Sie habe keine Pässe, weil sie als Verfolgte in Aserbaidschan keine bekommen hätten, sagt die Familie. Sie hätten keinen Pass, weil sie ihre Identität verschleiern wollten, um sich länger in Deutschland aufzuhalten, sagten die deutschen Behörden und stellten Strafanzeige gegen Slawik und Asmik C.

Abgelehnte Asylbewerber können nur abgeschoben werden, wenn das Heimatland die Identität der Geflüchteten bestätigt und ein Reisepassersatz angefertigt werden kann.

Das Verfahren zog sich hin, als geduldete Flüchtlinge bekamen sie die Doppelhaushälfte in Jesteburg als Unterkunft, dazu ein wenig Taschengeld, Lebensmittelmarken. Die Familie integrierte sich schnell: Alle drei lernten Deutsch, Samwell machte den Hauptschulabschluss, den Realschulabschluss, eine Ausbildung zum Maler und Lackierer. Im August tritt Samwell seine erste Stelle an. Er hat eine Niederlassungserlaubnis bekommen, die ihn vor der Abschiebung schützt. Die Behörde erklärt das damit, dass ein Bruder von Samwell von der aserbaidischen Armee zwangsrekrutiert worden und dort unter mysteriösen Umständen ums Leben gekommen war. Es sei zu befürchten, dass Samwell dasselbe Schicksal drohe.

Slawik C. war in seiner Nachbarschaft beliebt. Weil er so fleißig war und jedem half. Er machte sich im Garten der Nachbarn nützlich, er spielte Gitarre in der Kirchengemeinde, er half ehrenamtlich in der Jesteburger Kleiderkammer und baute Gartenzäune vor Gemeindewohnungen. Er wollte etwas tun, denn eine Arbeitsstelle war ihm verwehrt: kein Pass, keine Arbeitserlaubnis. In seinem Garten steht das Gewächshaus, in dem er Tomaten züchtete. Daneben hat er die Deutschland-Fahne angebracht.

Doch dieses Land wollte ihn nicht. Monat für Monat musste das Ehepaar C. im Kreishaus von Winsen erscheinen und sich in Gebäude A den Duldungsstatus verlängern lassen.

So auch am 28. Juni 2010, es war ein Montag. Gemeinsam ging das Ehepaar C. zur Ausländerbehörde. Die Verlängerung fand immer im Erdgeschoss statt. "Aber an diesem Tag hieß es: „Sie sollen nach oben“, sagt Asmik C. In dem Zimmer wurde Slawik C. eröffnet, dass Armenien seine Staatsbürgerschaft bestätigt habe, dass es einen Passersatz gebe und dass er jetzt abgeschoben werde. Polizisten nahmen ihn mit, er wurde nach Langenhagen gebracht, in Abschiebehaft.

Die JVA Langenhagen liegt direkt neben der Start- und Landebahn des Hannoveraner Flughafens und besteht aus drei ehemaligen Kasernengebäuden. "Welcome to Hanover" steht auf dem Aufkleber am Besucher-Eingang. Und: "Germany Land of ideas". Deutschland, das Land der Ideen.

Grazyna Brüscke passt nicht zu dem Stacheldraht, den Gittern und den Alarmanlagen hier. Sie trägt eine rosa Bluse, eine randlose Brille, einen Rock, eine elegante Halskette. Die 58-Jährige kam vor 30 Jahren als Spätaussiedlerin aus Polen nach Deutschland, sie studierte hier, heiratete einen Deutschen, wurde Sozialpädagogin und schließlich Chefin der JVA Langenhagen. Sie sagt über die Abschiebebehäftlinge: "Ich kann ihre Situation verstehen. Aber verändern kann ich sie nicht."

Grazyna Brüscke will ihr Abschiebegefängnis zeigen. Sie will deutlich machen, dass es nicht an den Bedingungen in ihrem Zuständigkeitsbereich lag, dass sich Slawik C. das Leben nahm. Sie ist schockiert, sagt immer wieder. "Es ist mir ein Rätsel."

Männliche Abschiebehäftlinge sind im Gebäude L1 untergebracht. "Die Gefangenen können sich in ihrem Trakt tagsüber frei bewegen und werden nur nachts eingeschlossen", sagt sie. Von 7 Uhr morgens bis 19 Uhr werden die Zellen geöffnet, die Insassen können miteinander reden, kochen, lesen, Tischtennis spielen, sie dürfen telefonieren. Brüscke tritt auf den Gang, in dem die 35 männlichen Häftlinge untergebracht sind. Mit vielen kann sie Russisch sprechen. Sofort kommen einige Männer auf sie zu, reden vertraut mit ihr. Sie wirkt eher wie eine Mutter als wie eine Knastchefin. Aber sie sagt auch diesen Satz über ihre Gefangenen: "Sie sind hier nicht zur Strafe. Sie sind hier, weil sie Deutschland zu verlassen haben."

Slawik C. saß in Zelle 58, zusammen mit zwei Vietnamesen. Die Zellen sehen alle gleich aus: ein Tisch in der Mitte, links und rechts davon Hochbetten.

"Er war nett, freundlich, angenehm. Er sprach sehr gut Deutsch", sagt Brüscke über ihn. Aber er misstraute den Behörden.

7 Uhr Wecken, 7.30 Frühstück - Brot, Margarine, Marmelade, 12 Uhr Mittagessen, eine Stunde Hofgang am Nachmittag, 17 Uhr Abendessen - Käse, Wurst, Brot, 19 Uhr Nachteinschluss, danach Fernsehen. Das war Slawiks Alltag in der JVA Langenhagen.

Am Mittwoch, 30. Juni, kam es zu einem Zwischenfall. Slawik C. sei ausgerastet, sagt die Gefängnisleiterin. "Er stellte sich ans Fenster und brüllte: Polizei! Polizei!" Als Vollzugsbeamte herbeikamen, habe C. um sich geschlagen. Er schlug gegen die Wände, die Gitter und auch nach Menschen. Zu fünft mussten sie ihn "fixieren" und in einen Haftraum mit Videoüberwachung bringen. Doch so schnell, wie er ausgerastet sei, habe er sich auch wieder beruhigt, sagt Brüscke. "Er hat sich entschuldigt." Am nächsten Morgen durfte er wieder auf seine Zelle, die er fortan allein bewohnte. Die beiden Vietnamesen waren abgeschoben worden.

Am Donnerstag, den 1. Juli durfte Slawik C. Besuch empfangen. Es kamen: ein Freund der Familie, sein Sohn Samwell und die Enkeltochter. Mehr als drei Besucher sind im Besucherraum der JVA nicht erlaubt, seine Frau Asmik musste draußen vor dem Stacheldrahtzaun bleiben.

"Er hatte Wunden an der Hand und an der Schulter", sagt Samwell C. "Die haben mir kein Telefon gegeben", habe sein Vater zu ihm als Begründung für den Ausraster gesagt. Und: "Ist aber nicht so schlimm. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Alles ist in Ordnung hier. Wir werden tagsüber nicht eingesperrt." Samwell holte seinem Vater Süßigkeiten, Kaffee und Cola. Und sie verabredeten, dass Samwell am Dienstag, den 6. Juli wiederkommen sollte. "Bringst du mir ein paar leichte T-Shirts mit?", habe sein Vater noch gefragt. Er sei völlig normal gewesen, überhaupt nicht deprimiert, sagt der Sohn.

Asmik C. konnte ihren Mann nicht sehen, aber hören. Als die Besuchszeit an jenem Tag zu Ende war und ihr Sohn Samwell mit seiner Tochter wieder aus dem Besucherraum ins Freie trat, rief Slawik aus dem Zellenfenster, sagt sie. Und er lachte. "Ich habe ihn gefragt, ob er auch gut isst." Und er habe Scherze über das Essen im Knast gemacht. Dann streckte er seine Arme aus dem Gitterfenster und winkte ihr zu. Sein letztes Lebenszeichen an sie.

Am Freitag, den 2. Juli, untersuchte ein Arzt den Abschiebehäftling C. Alles sei in Ordnung gewesen, sagt Grazyna Brüscke. Dreieinhalb Stunden später war Slawik C. tot. Er hinterließ keinen Abschiedsbrief.

"Ich möchte nur wissen: Wieso haben die meinen Vater festgenommen? Wieso ist das passiert?", sagt sein Sohn Samwell. "Nach elf Jahren in Deutschland, das geht doch nicht!", ruft er immer wieder. Die Familie hat den Schuldigen schon ausgemacht: das Landkreisamt Harburg. Unterstützung bekommt Familie C. vom niedersächsischen Flüchtlingsrat.

Slawik C. sei freiwillig zur Ausländerbehörde gegangen und habe sich nicht der Abschiebung widersetzt, sagt der Geschäftsführer des Flüchtlingsrats, Kai Weber: "Der Haftbeschluss war rechtswidrig." Und auch das Passersatzpapier, das die Ausländerbehörde zur Abschiebung von Slawik C. beschafft habe, sei zweifelhaft. Der Slawik C. darauf sei ein anderer. "Die Ausländerbehörde hat getrickst", sagt Weber, getrickst mit einem Namensvetter. So erkläre sich Weber auch, dass die Frau von Slawik C. nicht mit abgeschoben wurde.

Die Pressesprecherin des Landkreises Harburg erklärt: "Die Ausländerbehörde hat die gesetzliche Pflicht, die von einer Bundesbehörde (Bundesamt für Migration und Flüchtlinge) unanfechtbar getroffene Entscheidung zu vollziehen." Herr C. sei ein rechtskräftig abgelehnter Asylbewerber gewesen. Es habe der begründete Verdacht bestanden, "dass sich Herr C. der Haft entziehen würde", deshalb die Festnahme. Den Vorwurf, eine falsche Identität zur Abschiebung genutzt zu haben, bestreitet die Pressesprecherin. "Das Passersatzpapier wurde ausschließlich auf Grundlage der von Herrn C. gemachten Angaben beantragt."

Doch der Landrat des Kreises Harburg, Joachim Bordt, ist nachdenklich geworden. Er frage sich, ob die Umsetzung des Ausländergesetzes so in Ordnung sei, sagt er. Die Verfahren dauerten viele Jahre, "in dieser Zeit sind sehr unterschiedliche Integrationsstufen festzustellen", sagt der FDP-Politiker. "Da es sich immer um Einzelfallentscheidungen mit gravierenden persönlichen Folgen handelt, sollte das Ausländerrecht diesen unterschiedlichen Integrationsverläufen Rechnung tragen können." Bordt spricht von Integration am Wohnort oder ehrenamtlichem Engagement. Er sagt es nicht, aber er meint es: Slawik C., der in Jesteburg integriert und beliebt war, hätte nicht abgeschoben werden dürfen.

Unterdessen droht auch Slawiks Witwe Asmik C. die Abschiebung, in den Akten heißt es, sie sei "ebenfalls vollziehbar ausreisepflichtig". Das Landratsamt erklärt: "Ob angesichts der tragischen und außergewöhnlichen Umstände dieses Falls ein dauerhaftes Aufenthaltsrecht ausgesprochen werden kann, ist mit der zuständigen Landesbehörde zu klären."

Warum hat sich Slawik C. umgebracht? Wollte er sich für seine Frau "opfern", damit sie durch seinen Tod in Deutschland bleiben kann?

Die deutschen Beamten hätten ihn in Frankfurt in den Flieger nach Moskau gesetzt. Allein. In Moskau hätte er den Anschlussflug nach Eriwan gar nicht mehr antreten müssen. Er hätte in Moskau abtauchen können. Die Abschiebung war sicherlich das vorläufige Scheitern seines Lebensplans, "eine psychische Katastrophe", wie Kai Weber vom Flüchtlingsrat sagt. Aber reicht das aus für einen Selbstmord?

Grazyna Brüscke, die Gefängnisleiterin, ist immer noch schockiert. "Ich sehe ihn immer noch vor mir, wie er aus meinem Büro herausgeht und lächelt. Er war so stolz auf seinen Sohn und seine Enkeltochter."

Am Sonnabend, den 10. Juli haben sie Slawik C. um 11 Uhr auf dem neuen Friedhof in Jesteburg beerdigt. 200 Menschen gaben ihm das letzte Geleit.

„Das hier ist auch Deutschland“

Ein Tag auf dem Planeten Sonnenallee

Sie haben die größten Torten, die größte WM-Deutschlandfahne und nirgendwo werden mehr Sprachen gesprochen als hier. Ein Besuch von sechs Uhr früh bis Mitternacht an Neuköllns bekanntester Straße

Von Uta Keseling, Berliner Morgenpost, 08.08.2010

Die Stunde der Frauen

6 Uhr. Mirjeta und ihre Mutter spülen die dreckigen Teller im "Imbiss Europa", es sind viele, der Abend war lang an der Sonnenallee. Der Imbiss gehöre den Eltern, sagt Mirjeta, sie ist 16, die Mutter schaut unsicher, sie spricht wenig Deutsch. 1993 sind die Eltern aus dem Kosovo nach Deutschland gekommen. Tochter Mirjeta ist hier geboren. "Ich bin echte Berlinerin!" Sie lächelt.

"Europa", im Schild des Restaurants leuchten gelbe EU-Sterne, als befände sich hier, an der Sonnenallee, der Übergang in die EU. In ein besseres Leben. Vielleicht ist es so. Mirjeta sagt: Bis vor Kurzem habe sie Schauspielerin werden wollen, ein Berufspraktikum erdete den Plan, "Kindergärtnerin wäre auch gut." Sie fügt hinzu: "Und auf jeden Fall in Berlin."

Mirjeta erklärt die Welt an der Sonnenallee. "An dieser Ecke ist alles albanisch", sie deutet auf Bars und Cafés, wo Frauen Terrassentische und Stühle aufstellen. Weiter hinten beginnt der arabische Teil, der als Beispiel für jene Parallelwelten gilt, die beschworen werden, wenn es um gescheiterte Integration geht. Die Ladenschilder sind auf Arabisch, die Bürgersteige von mittags bis spät in die Nacht bevölkert von Männern, die nicht mehr tun als zu palavern oder zu spielen, viele mit Wasserpfeifen, manche in den Gewändern der strenggläubigen Muslime. Bezirksbürgermeister Heinz Buschkowsky erklärt die Sonnenallee so: Die Straße gelte als arabisch dominiert, mehr

als die Hälfte der Anwohner habe einen "Migrationshintergrund", in den Grundschulen sogar bis zu 95 Prozent, "der Rest ist Biologie".

Hinterhöfe ohne Hoffnung

7 Uhr. Zwischen "Albanien" und "Arab Town" steht ein Jugendstil-Tor offen. Neben dem Hauptportal erzählen gleich zwei Dienstboteneingänge von den sozialen Verhältnissen zur Gründerzeit. Im ersten Hinterhof hängt Weichspülerduft schwer über stehen gelassenen Möbeln, zwischen den Fenstern trocknet an langen Leinen die Wäsche einer Großfamilie. Was Touristen in Neapel romantisch finden, in Neukölln wirkt es verwaht. Ein Aushang am schwarzen Brett der Hausverwaltung führt in verschwurbeltem Deutsch die Welten vor, die hier aufeinanderprallen: "Der neuralgische Punkt bei jeder Servicedienstleistung ist die Kommunikation."

Nirgendwo in der Stadt wohnen mehr Menschen auf weniger Platz zusammen als an der nördlichen Sonnenallee, nirgendwo sind die Gebäude in schlechterem Zustand, ergab gerade eine Studie von Stadtplanern für den Senat, der prüft, ob das Viertel Sanierungsgebiet werden soll.

Das arabische Brot der Frühe

8 Uhr. Der erste Mann des Morgens ist Ali El-Khatib. Der Koch lässt zwischen den mehligten Händen hauchdünne Vollmonde hin und her fliegen: "Manakish", arabisches Fladenbrot. "El-Daia", der Namen des winzigen Restaurants bedeutet "das Dorf". Hier wird nicht orientalisches getafelt wie beim Kalifen, sondern gefrühstückt wie beim arabischen Bauern. Brot, Gemüse, Kichererbsen, Tee. Ali El-Khatib arbeitet mit seinem Bruder Khoder, sie stammen, wie die meisten hier, aus dem Libanon. Khoder kam vor 16 Jahren und lernte sein Deutsch als Kellner in italienischen Pizzerien. Ali kam später und spricht kaum Deutsch. Im arabischen Dorf braucht er es nicht.

Ali reicht das Frühstück seinem ersten Gast durch die Imbisslücke, es schmeckt köstlich, salzig und frisch, wegen der Minze. "Stimmt, aber vom arabischen Frühstück allein können wir nicht überleben" - Komplimente, die auf den Reiz des Fremden abzielen, will Kellner Khoder nicht hören. "Abends essen arabische Familien zu Hause und die Deutschen finden unser Essen komisch." Außerdem seien die Preise an der

Sonnenallee ein Witz. Was muss sich denn ändern, im Land, in der Politik?

"Renovieren! Neue Tische!", bricht es aus ihm heraus, er hat die Frage missverstanden, aber die Antwort ist trotzdem schön. Neue Tische, an denen alle gemeinsam sitzen? Der Kellner nickt. Er will nach der Renovierung Pizza anbieten. Die mögen alle.

Ein Schweißer fürs Soziale

9 Uhr. Erster Frühstücksgast im arabischen Dorf ist Miro Ismir, 36 Jahre alt, auch er im Libanon geboren. Er ist Schweißer von Beruf. Eigentlich. Das Jobcenter hat ihm eine andere Arbeit vermittelt: "Sozialberater." Pause. Stolz klingt anders. Seit zwei Jahren versucht er, den Bewohnern des benachbarten Rollbergviertels bei ihren vielfältigen Behördenproblemen zu helfen. "Widersprüchliche Bescheide, falsche Auskünfte, zu Unrecht verweigertes Geld."

Ismirs Deutsch ist mäßig, aber vielleicht ging es darum nicht, als man den Schweißer zum Sozialhelfer machte. Nirgendwo in der Stadt empfangen mehr Menschen "Transferleistungen" vom Staat als in Nord-Neukölln. Mehr als 60 Prozent dieser "Leistungsempfänger" haben keinen Beruf gelernt. Nur, ob Herr Ismir auch solche Risse in der Gesellschaft zusammenschweißen kann? "Ich verstehe die Politik nicht", sagt er. "Warum sollen nur noch Leute mit festem Einkommen Kindergeld bekommen? So werden die Armen noch ärmer."

Handys wachsen auf Bäumen

10 Uhr. Ali, der zweite: Auch dieser erzählt, wie er im Glauben an eine bessere Zukunft herkam. Er war 16. Auch er stammt aus dem Libanon. Seinem Äußeren nach - Shorts, Turnschuhe, T-Shirt - gehört er zum Heer jener, die an der Sonnenallee tagtäglich vergeblich auf das bessere Leben warten, auf Aufenthalts- oder Arbeitserlaubnis, einen Arbeitsplatz. Aber er hat einen Aushilfsjob, immerhin.

Sein Weg führte über Italien und andere Länder. "Ich wollte immer nach Berlin. Hier gehst du zur Polizei und bekommst dein Recht, im Libanon bekommt Recht, wer mehr zahlt." In Beirut gab es "zu viel Kriminalität und keine Chancen, außer, du lässt dich von der Hisbollah anheuern, von Terroristen". Seine türkischstämmige Frau,

erzählt Ali, hole gerade den Realschulabschluss an der Abendschule nach. Ein Sieg: "Ihre Familie meinte, ein Ein-Euro-Job sei genug Perspektive für eine junge Frau."

Auch Ali hält Distanz zu den Seinen, nicht nur, weil sie weit weg im Libanon leben. Sie hätten ihn zu oft nach Geschenken gefragt, einer wollte sogar ein Handy. "Als ich sagte, das sei zu teuer, meinte er: 'Dann such' eben auf der Straße! Oder im Müll!" Ali lacht. "Sie glauben, hier wachsen die Handys auf Bäumen." Dann schaut er auf die Straße, seine Straße, die Sonnenallee, und sagt: "Wenn mich jemand fragt, wie alt ich bin, sage ich: sechs Jahre. So lange bin ich jetzt hier. Es ist, als wäre ich noch einmal geboren."

Das Basar-Prinzip

11 Uhr. "Sultan Zwei" gibt es dreimal an der Sonnenallee: Ecke Weichselstraße hat eine neue Bäckerei direkt neben der alten gleichen Namens eröffnet. Die Ur-Filiale des Sultans ist ein typisch türkischer Fladenbrotladen und liegt weiter südlich. Die neuen Geschäfte geben sich international: Börek, Schrippen, Croissants, die Bedienung tragen teils Kopftuch, teils keins und sprechen türkisch und deutsch. Ähnliche Entwicklungen haben viele Läden durchgemacht - alle wollen nach Norden an die Allee. So gibt es jetzt drei Hochzeitsgeschäfte in direkter Nähe, etwas weiter drei Shisha-Bars. Ecke Pannierstraße steht an gleich drei Läden "Spätkauf". Das Basarprinzip: Wo einer Erfolg hat, wird bald der nächste eröffnen. Lohnt sich dieser Kampf um den besten Platz an der "Sonne"?

König der Sonnenallee

12 Uhr. Das Paradies an der Sonnenallee heißt "Galerie El-Salam Style" und hat ab zehn Uhr geöffnet. Ein Einrichtungsgeschäft mit glitzernden Kristalllüstern, viel Stuck und Gold, strassverzierten Couchgarnituren und allerlei Nippes, der in goldener Schrift die Namen Allahs und seines Propheten trägt. Auch das Paradies ist von einem früheren Standort nach Norden gezogen. Die Omairats sind in der zweiten Generation hier an der Allee, sagt Inhaber Shukry Omairat. Und erfolgreich. Seit dem Tod des Vaters führt er das Einrichtungsgeschäft und eine Bäckerei, sein Bruder eine Fleischerei und eine Shisha-Bar. Grundstein des Erfolgs war die XXL-Variante der süßen arabischen Torten. Omairat arrangiert sie zu riesigen Türmen, die Luxusversion

in XXXL mit echtem Wasserfall kostet 1000 Euro. So wurde er Tortenkönig von Neukölln. "Heute liefern wir bis nach Bremen oder Essen."

Omairat sorgt für neun Kinder plus Mutter und Schwiegermutter, die beide verwitwet sind. Erfolg ist das eine, was zählt an der Sonnenallee, das andere ist die Familie. Auch hier gilt das orientalische Prinzip, das deutsche Sozialexperten zur Verzweiflung treibt: je größer, desto besser. Die Großfamilie lebt parterre im Süden Neuköllns. Fünf Zimmer, zehn Personen, das abgelebte Treppenhaus lässt nicht ahnen, was sich hinter der Wohnungstür verbirgt: goldverzierte Decken, Glitzer und arabische Muster - das Orient-Paradies im Kleinformat. Nicht die Verhältnisse des Tortenkönigs sind XXL, sondern sein Traum vom besseren Leben.

Omairat war sieben, als er mit seinen Eltern nach Baden-Württemberg kam. Der einzige Ausländer in der Klasse, so lernte er Deutsch. Seine Kfz-Lehre musste er abbrechen, als die Eltern umzogen, um an der Sonnenallee ihr Glück zu suchen. "Seitdem habe ich mich hochgearbeitet."

Seine 19-jährige Tochter, sagt Omairat, habe gerade geheiratet, "sie war verliebt und wollte es so", er schaut nicht glücklich. Und der älteste Sohn? "Er ist 18 und denkt vor allem an Sport." Er fügt hinzu, er wisse nicht, warum die Jugend an der Sonnenallee heute so anders sei als er im selben Alter.

Heute reist Omairat als Geschäftsmann nach China. Er begeistert sich für den Fleiß der Chinesen: "In der einen Stadt stehen ganze Hochhäuser mit Lampengeschäften. In der nächsten gibt es unendliche Auswahl an Couchgarnituren. Die Chinesen werden selbst mit Knöpfen Millionäre!" Auch die Chinesen wollen es XXL, allerdings, das sieht auch der Tortenkönig so, ist das Leben dort ein noch härteres Brot als an der Sonnenallee.

Wer integriert hier wen?

13 Uhr. Der Klang von Kirchenglocken mischt sich in den arabischen Pop aus den Shisha-Bars. Zwei bärtige Männer sitzen in langen Gewändern im Schuhladen "Neukölln Sport". "Shox" heiße das begehrteste Modell, erklärt der junge Verkäufer, sein Name: Ali. Er sagt, dass man Turnschuhe gut zur traditionellen Kleidung tragen könne. Sein älterer Freund heißt ebenfalls Ali, allerdings erst seit drei Jahren.

Konvertit Ali, 65, stammt aus Hessen und lebt seit 30 Jahren in Berlin. Die Alis kennen sich aus der Moschee, sagen sie. Rund 20 Moscheen gibt es allein im näheren Umfeld, die Kirchengemeinden lassen sich an einer Hand abzählen.

Dann bricht Ali, der Ältere, auf zu einem Spaziergang an der Allee. Er grüßt oft, aber nicht alle erwidern den Gruß. Vielleicht ist sein Blick zu direkt, sein Schritt zu ausgreifend, getrieben von dem Wunsch, den hier fast alle haben - dazuzugehören. Wer integriert hier wen?

Die Frage wurde weltweit diskutiert, als arabische Händler zur WM eine riesige Deutschlandfahne an der Sonnenallee hissten wie ein haushohes Ausrufezeichen. Linke Aktivisten rissen sie zweimal herunter, unterstellten den Einwanderern deutschgestriges Gedankengut. Sogar das israelische Fernsehen kam. Die Fußballfans verteidigten sich: "Wir sind Deutsche, das hier ist auch Deutschland!" Mittlerweile liegt das Symbol im Schaufenster. Es soll für einen guten Zweck versteigert werden.

Berlin-Mythos, reloaded

14 Uhr. Eine Brigade blonder Bauarbeiter strebt auf ein rotes Schild zu: "City Chicken", darunter arabische Schriftzeichen. Die Männer sprechen polnisch und bestellen auf Deutsch. Ein junges Paar stellt am Tisch nebenan seine Rucksäcke ab, in der Außentasche der "Lonely Planet Berlin", sie küssen sich: am Ziel. Nebenan wirbt ein Schild: "Ferienwohnungen". Das ist neu. An der benachbarten Karl-Marx-Straße hat im Februar ein Backpacker-Hostel eröffnet, das Bett ab zehn Euro. Die Gäste kämen aus Kanada, Australien und den USA, heißt es am Empfang. Stören die Verhältnisse rundum? "Nein, die Touristen hätten es gern noch abgerissener und mit besetzten Häusern." Der Berlin-Mythos in seiner vierten Wiedergeburt: Nach Kreuzberg, Prenzlauer Berg und Friedrichshain ist jetzt Neukölln dran.

Onkel für jede Lebenslage

15 Uhr. Vor den Shisha-Bars leuchtet, wie bunte Punkte, Neuköllns Jugend in Basecap und Kopftuch. Sandy, Sara und ein junger Mann, der wiederum Ali heißt, inhalieren tief. Die Straße ist vernebelt mit den süßen Aromen der Wasserpfeifen. Sara, im blauen Kopftuch, ist die Wortführerin. "Wir chillen hier gern", sie lächelt. Auch sie jobbt in den Ferien im Imbiss von Verwandten. Für die Zukunft hat sie einen

konkreten Plan. "Ich werd' Gerichtsmedizinerin." Die anderen kichern. Doch Sara bleibt ernst. Ein Onkel arbeite in dem Beruf, Leichen gewaschen habe sie auch schon. "Und wenn du das Studium nicht auf die Reihe kriegst?", fragt Sandy. "Dann mach' ich ein Beerdigungsinstitut auf."

Die anderen beiden schweigen auf die Zukunftsfrage. Was fehlt, um Jugendlichen, die solche Onkel nicht haben, eine Perspektive zu bieten? "Jugendzentren!", Sara und Sandy echauffieren sich im Chor. "Der Staat muss jungen Menschen Selbstvertrauen und Perspektiven geben."

Pioniere zwischen den Stühlen

16 Uhr. Der Verein "Blickwinkel" arbeitet genau daran. Den Raum haben die 25 Ehrenamtlichen sich selbst geschaffen, der Vereinsraum war ein Beerdigungsinstitut, der Vermieter froh, dass sie kamen und renovierten. Zwar nimmt der Besucher auf durchgesessenen Bürostühlen Platz, deren zweite Karriere als mildtätige Spende spürbar ist. Doch der Verein ist ein Erfolgsmodell. "Wir beraten bei Problemen und geben Nachhilfe, 50 Kinder kommen täglich", sagt Susanne Nadapdap vom Vereinsvorstand. "Für mehr reichen die Kapazitäten nicht". Geld von Staat oder Kirchen gibt es nicht, das neue Quartiermanagement um die Ecke ist offenbar an Zusammenarbeit nicht interessiert. Die Pioniere vom "Blickwinkel" nehmen auch im übertragenen Sinn einen Platz zwischen den Stühlen ein. "Wir sind preiswert und erreichen so Familien, die anderen Angeboten fern bleiben", sagt Nadapdap. Demnächst sei eine Müttergruppe geplant. Eine Gelegenheit, die stille Reserve der Sonnenallee zu aktivieren - die Frauen. Integration erscheint plötzlich als einfache Gleichung: von Angebot und Nachfrage.

Das alte Neukölln, das ganz alte

17 Uhr. Das alte Neukölln, das ganz alte, gibt es auch noch, auch wenn laut Statistik die Mehrheit im Viertel jung ist - zwischen 18 und 45 Jahren. Das alte Neukölln, es dreht sich zu Schlagermusik im "Ambrosius" um sich selbst. Das Lokal Ecke Reuterstraße war eine Bierschwemme, meist rammelvoll und später am Abend flog der eine oder andere Gast schon mal raus. Seit einigen Jahren hat ein Pizzeriawirt

die Geschäfte übernommen. Seitdem heißt "Ambrosius" im Zweitnamen "Aquila" und es gibt Tischdecken.

Das alte Neukölln traf sich hier nachmittags zum Tanztee, auch dabei flossen Bier und Tränen, und heute - ist alles noch genauso. Das alte Neukölln, das ganz alte, heißt heute Charlotte und Helmut, sie 92, er 67 Jahre alt, in weißen Haaren und Hosen, so tanzen sie durch den Raum und den Tag und das Lied, das der DJ für sie auflegt: "Ich seh dich oft mit ihm / durch unsre Kneipen ziehn, / er hält dich fest in seinem Arm, / ist glücklich, denn du strahlst ihn an..."

Weserrakete schießt "Sonne" ab

19 Uhr. Die Parallelwelt der Sonnenallee heißt Weserstraße, ein Teil des neuen, angesagten "Kreuzkölln". Die Kneipen heißen hier "Kuschlowski", "O Tannenbaum" oder "Freies Neukölln", ein Spiel mit dem Eckkneipenambiente des alten Neukölln. Gäste sind Studenten, Künstler, zunehmend auch aus anderen Bezirken, und Touristen. Wenn besser gestellte Menschen in schlechtere Viertel drängen - ist das nicht eine Art Selbstheilung? Nein, sagen die Planer des Sanierungsgebiets und warnen vor der Verdrängung ärmerer Anwohner. Bürgermeister Buschkowsky, der das offene Wort liebt, entgegnet: "Eine gewisse Gentrifizierung würde dem Stadtteil sicher gut tun."

Planet Sonnenallee: Die einen bilden mit ihrem Lebensstil die Kulisse für die nächsten. Sogar die New York Times lobte kürzlich das neue Neuköllner Ambiente. Ähnlich sehen das auch die Kommunikationsdesignerin Eva Kuch (33) und der Betriebswirt Hamit Özbek (36). Sie stammt aus dem Westerwald, er aus Kreuzberg. Beide zogen wegen der preiswerten Mieten her. Vor drei Jahren erfanden sie die "Weserrakete", ein kleines, exklusives Musikfestival in den Szenekneipen der Straße. Eine Alternative zur "singenden, klingenden Sonnenallee", jenem Straßenfest, das Buschkowsky vergangenes Jahr abschaffte, weil es geprägt sei "von ambulanten Gewerbe, Alkohol und aggressivem Verhalten?"

Die beiden schütteln die Köpfe. Die Weserrakete solle Künstler und Bewohner zusammenbringen und der musikalischen Avantgarde Neuköllns einen Auftritt geben, sagt Kuch. Beide bestätigen zwar, dass Räume für Künstler kaum noch zu finden

seien, aber es klingt gelassen. Das Aufregende an Berlin sei, sagt Özbek, "dass es schon immer vor allem mit einem beschäftigt war - mit der Gegenwart."

Lila Schachteln für Ramadan

21 Uhr. Vor der Bäckerei Toprak ist die zweite Stunde der Frauen an der Sonnenallee angebrochen. Inhaberin Fatma Toprak sitzt mit Nachbarinnen, Freundinnen und einer Schar Kinder vor dem Geschäft. Gemeinsam falten sie lilafarbene Pappschachteln, ein ganzer Berg ist schon fertig. "Ab nächste Woche ist Ramadan", sagen die Frauen, "dann müssen Sie wiederkommen und sehen, was hier los ist!" Es ist eine freundliche Einladung. Seit 20 Jahren hätten sie ihr Geschäft hier, sagt Frau Toprak und lächelt, all das wird vorgebracht in radebrechendem Deutsch. Sprache ist an dieser Allee nur ein Werkzeug, nicht mehr, und die deutsche Kneifzange wird selten benötigt. Wie um das zu illustrieren, deutet eine der Frauen auf die Familie, die unter dem Baum vor der Bäckerei auf einem Mäuerchen sitzt. "Die Bulgaren treffen sich jeden Tag hier, aber wir kennen sie kaum. Die Mütter verstehen nur ein paar Worte Türkisch. Aber unsere Kinder spielen miteinander!"

Es gibt also einen Baum der Bulgaren. Und auch einen der Biertrinker. Der steht vor dem Nettomarkt Ecke Weichselstraße und hat von früh um sieben bis spät um 22 Uhr Konjunktur. Vor allem seit die meisten Geschäfte "halal" sind, also aus religiösen Gründen keinen Alkohol mehr verkaufen. Gegenüber bleiben zwei junge Touristen stehen und diskutieren auf Französisch: Ob die kurzberockten Biertrinkerinnen unter dem Biertrinkerbraum ein Fotomotiv sind? Von weitem erzählen Schminke, Springerstiefel und wirre Frisuren von den besseren Tagen des Punk in Berlin. Im Zoom der Kamera zeigen die Gesichter der Frauen, dass auch der Alkohol mit zu dieser Geschichte gehört.

Das letzte Gebet

22 Uhr. Bis spät am Abend sind die Bürgersteige voll. Alte Männer sitzen und rauchen, junge Leute räumen Lebensmittel in die immer noch offenen Läden. Plötzlich ein schrilles Hupen - auf einem Moped bahnen sich zwei Halbwüchsige den Weg durch die Menge. Alle weichen aus, niemand beschwert sich. Dann werden die Gespräche gedämpfter. Am Straßenrand hält ein silberfarbendes Auto. Ein junger Mann

hält zwei älteren Herren mit Bärten und muslimischen Kopfbedeckungen die Autotür auf. Eine ehrerbietige, fast unterwürfige Geste. Wer sind diese Männer? Kurze Befragung der Umstehenden, betont gleichgültiges Schulterzucken. Das letzte Gebet in den Moscheen sei gerade vorbei, sagt einer. Als das Auto abfährt, schwillt der Lärm wieder an.

Autorität und Gesetz

24 Uhr. Polizeisirenen heulen auf und verklingen wieder. Die Einsatzwagen starten an der Polizeiwache Ecke Wildenbruchstraße, manche fahren nur um die Ecke zur Weserstraße, wo die Szenekneipen lärmern. Am Hermannplatz sind es tagsüber die alkohol- und drogenabhängigen "Gäste" des Wochenmarktes, die Verkäufern und Kunden auf die Nerven fallen. Und wieder und wieder muss die Polizei wegen der Dealer am benachbarten Kottbusser Damm anrücken. Kinder, die mit Heroin handeln, werden abgeführt und sind doch oft wenig später wieder da.

Der Polizeibericht von der Sonnenallee selbst erzählt weniger von Drogen und organisierter Kriminalität als eher vom Überlebenskampf der Verzweifelten. Wo zu viele Menschen mit zu wenig Geld und Perspektiven zusammen leben, werden Briefkästen aufgebrochen und nach EC-Karten durchsucht, gibt es Überfälle, illegalen Zigarettenhandel - "und häufig auch Einsätze wegen häuslicher Gewalt", sagt Polizeidirektor Hans Steffen vom Polizeiabschnitt 54 an der Ecke Wildenbruchstraße.

Neukölln, so steht es auf der Homepage des Abschnitts 54, "ist mit seiner wohl einzigartigen Mischung aus Bürgern verschiedenster Nationalität und Herkunft ein lebendiger und aufregender Bezirk. Die Mitarbeiter widmen sich den Problemen daher mit einem besonders hohen Maß an Toleranz, Offenheit und Bürgernähe". Doch wie kann man als deutscher Beamter die Hilferufe im Babylon der Sonnenallee überhaupt verstehen? "Wir arbeiten mit Dolmetschern", sagt Steffen pragmatisch, "denn nur zwei unserer 220 Beamten an der Wildenbruchstraße haben selbst einen Migrationshintergrund".

Je später der Abend, desto größer werden die Menschentrauben vor den Wettbüros: Männer. Die Glücklichen springen palavernd aus den Türen, die Verlierer verschwinden im Dunkel oder in den Bars - auch hier sitzen vorwiegend Männer. Nur

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

vor einem Männercafé steht eine ältere Dame mit Kopftuch, nachdenklich schaut sie aus dem Dunkel durch die Tür ins Helle, wo die Männer sitzen, spielen und lärmern. Sie wird keines Blickes gewürdigt. Es gibt kein Gesetz, das einer Frau verbietet, diese Männerwelten zu betreten. Die Einhaltung der Regeln an Orten wie der Sonnenallee wird dennoch streng bewacht. Wenn auch nicht von staatlichen Autoritäten.

Geh dahin zurück, wo du herkommst

*Konvertiten in Deutschland: "Der Schleier ist kein Gefängnis", sagt Iman.
Warum die Berlinerin sich für Allah komplett verhüllt*

Von Anne Klesse, Berliner Morgenpost, 16.07.2010

Neulich im Bus fragte ein kleiner Junge, ob sie ein Ninjakrieger sei. Die Mutter des Kleinen erklärte ihm mit angestrengt unterdrückter Stimme, die Frau da sei kein Ninja, sondern ein Tuareg. Die käme aus einer anderen Kultur und man müsse akzeptieren, dass sie sich anders kleide. Die Frau, die gemeint war, fand das lustig. Sie lächelte, aber das konnte niemand sehen. Iman, so nennt sie sich, ist von oben bis unten verhüllt, nicht ihre Beine sind zu sehen, nicht ihre Hände und auch nicht ihr Gesicht. Nadine, wie sie in ihrem Personalausweis heißt, hat vor einiger Zeit ihr früheres Leben beendet und ein neues begonnen. Sie trägt jetzt den Niqab, den Gesichtsschleier.

Die Verwandlung von Nadine, der lauten, starken, die von ihren Freundinnen Dini genannt wurde und rund um die Steglitzer Schlossstraße Kindheit und Jugend verbrachte, zu Iman, der Frau unter schwarzem Stoff, begann vor fünf Jahren.

Ihre Mitbewohnerin war es, die ihr vom Islam erzählte. Sie wünsche sich, dass auch Nadine nach dem Tod ins Paradies kommt, sagte sie, gab ihr ein Buch und nannte Websites, auf denen man auf Deutsch und Englisch Texte aus dem Koran lesen kann. Nadine las. Zur Erschaffung des Menschen und andere Dinge. Vor 1400 Jahren war das geschrieben worden, aber die Geschichten lasen sich für sie wie moderne wissenschaftliche Erklärungen zur Entstehung des Lebens. Nadine war fasziniert. Sie saß in ihrem Zimmer und weinte. Vor Glück, sie spürte: "Das ist es. Das ist meines."

Stunden, Tage, Wochen beschäftigte sie sich mit dem Islam, las alles, was sie im Internet finden konnte. Dann stand ihr Entschluss fest. Sie wollte das auch, Teil davon sein. Der Glaube hatte bis dahin keine große Rolle in ihrem Leben gespielt: Sie war als Baby getauft worden, den Konfirmandenunterricht hatte sie abgebrochen. Während

bei anderen Religionen Unterricht oder die Zustimmung von Geistlichen Voraussetzung für eine Konversion ist, genügt es beim Islam, vor Zeugen die Schahada, das Glaubensbekenntnis, auszusprechen. Ihre Mitbewohnerin und eine andere Freundin, ebenfalls Muslimin, waren dabei, als sie sprach. "Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Gesandter." Dann beteten die drei gemeinsam. Dann war Nadine Muslima.

Wer zum Islam konvertiert, so heißt es, dem werden alle Sünden vergeben. Mit dem neuen Glauben beginnt eine neue Zeitrechnung. Für Nadine begann ein neues Leben.

In ihrem Alten wurde sie 1981 geboren, wuchs als Einzelkind in Steglitz auf. Ihre Eltern trennten sich kurz nach ihrer Geburt, den Vater lernte sie nie kennen. In der Grundschule bekam Nadine eine Gymnasialempfehlung, aber statt Hausaufgaben zu machen, hing sie im Einkaufszentrum herum. Noch vor der mittleren Reife brach sie die Schule ab, räumte im Supermarkt Regale ein, um Geld zu verdienen. Ihr Leben drehte sich um Partys, Freunde, Dates. "Sinnloses Herumleben", nennt sie das heute. Etwas unbeständig sei sie schon immer gewesen. Einen Sinn gesucht habe sie nie. Eigentlich im Gegenteil, sie dachte nicht darüber nach. Im Islam aber fand sie plötzlich etwas. Eine Richtung. Einen Rahmen.

Viele Menschen finden diesen in der Religion. Zunehmend erscheint hierzulande offenbar auch der Islam als Weg. Zwar existieren bislang keine verlässlichen Daten zu muslimischen Konvertiten in Deutschland. Es gibt weder eine Meldepflicht noch eine zentrale Stelle, selbst die großen islamischen Verbände haben keine gesicherten Zahlen. Schätzungen des Bundesinnenministeriums gehen von zwischen 14 000 und 100 000 Menschen aus, die in Deutschland bislang zum Islam konvertiert sind: Das (wissenschaftlich umstrittene) Zentralinstitut Islamarchiv Deutschland in Soest führt ein Personenverzeichnis, die Registrierung ist jedoch freiwillig. Deshalb gilt die Zahl 14 000 der dort gemeldeten Konvertiten als Untergrenze. Das Zentrum für Türkeistudien in Essen wiederum spricht von geschätzten 100 000 Konvertiten. Die überwiegende Zahl jedenfalls sollen Frauen sein. Experten vermuten den Grund darin,

dass sich Frauen eher als Männer dazu entscheiden, im Zuge einer Eheschließung die Religion des Partners anzunehmen.

Bei Nadine spielte das keine Rolle. Sie sagt: "Ich habe jetzt Halt. Ich habe meinen Schöpfer, ich versuche ihm zu dienen, so gut es geht. Es gibt für alles Regeln, an die ich mich halten muss, um ins Paradies zu kommen. Zu wissen, was mich erwartet, gibt mir große Kraft." Man kann nicht sagen, dass sie den bequemsten Weg gewählt hat. Er fühlt sich für sie richtig an.

Für das neue Leben gab sie sich einen neuen Namen. Iman bedeutet Glaube, Zustimmung, Vertrauen. Ein schöner Name mit einer schönen Bedeutung, findet sie. Fünfmal am Tag betet sie, auf Arabisch, die Bedeutung der Gebete hat sie sich übersetzen lassen. Iman lebt halal und isst halal, tut und isst also nur Dinge, die nach islamischem Recht erlaubt sind. Nicht erlaubt sind zum Beispiel Schweinefleisch, Alkohol und Wurst, in der Blut verarbeitet wurde. Nicht erlaubt ist auch, sich in Lokalen aufzuhalten, wo so etwas verkauft wird. Nicht erlaubt sind außerdem Popmusik hören, als Frau allein reisen, Augenbrauen zupfen und Bilder von Lebewesen in der Wohnung. Nicht erlaubt ist auch, sich fremden Männern zu zeigen. Deshalb trägt Iman den Niqab.

In Deutschland gibt es nicht viele Frauen, die sich komplett verschleiern, Experten schätzen ihre Zahl auf bundesweit unter 100. Der Anblick ist für viele Menschen mindestens ungewöhnlich, die Angst vor dem Fremden offenbar groß. Immer wieder wird auch in Deutschland über ein Verbot der Vollverschleierung diskutiert. In Frankreich wurde es gerade verabschiedet, in Belgien und Spanien ist ein derartiges Gesetz in Vorbereitung. Frauenverbände und -beauftragte kritisieren immer mal wieder die Verschleierung, halten Niqab und Burka für frauenfeindlich. Und auch in der muslimischen Community sehen die meisten Frauen das Thema kritisch. Bei einer Studie des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge im vergangenen Jahr trugen in den erfassten muslimischen Haushalten gerade mal 28 Prozent der Frauen ein Kopftuch. Die meisten Musliminnen in Deutschland kleiden sich nicht anders als andere Frauen.

Iman und ihre Freundinnen haben für Verbote kein Verständnis. "Es wird gesagt, der Schleier wäre ein Gefängnis für uns, und wir würden von den Männern zum Tragen gezwungen - aber das stimmt nicht", sagt Iman. Da sie nicht verheiratet ist, keinen Vater oder Bruder hat, gibt es ohnehin keinen Mann, der ihr irgendetwas vorschreiben könnte. "Wenn es verboten wird, Niqab zu tragen, werden wir nur noch im Haus bleiben - das wäre dann wie ein Leben im Gefängnis!"

Bei Iman vollzog sich die Verschleierung in kleinen Schritten. Anfangs sah sie noch genauso aus wie früher. Als Nadine hatte sie CDs gesammelt, war an den Wochenenden gern zu Konzerten gegangen. Nach der Konversion packte sie ihre Musiksammlung in einen großen Karton und brachte ihn zum Müll. "Das war ein großer Schritt für mich", erinnert sie sich. "Aber letztendlich fiel er mir leicht, weil ich wusste, was ich tue, ist gut." Sie wollte alles richtig machen. Alles für das Danach, das Paradies. Die Starposter in ihrem Zimmer hängte sie ab. Bildnisse von Menschen und Tieren stören die Engel, sagt Iman. "Sie kommen dann nicht ins Haus, wenn du betest."

Etwa ein Jahr, nachdem sie das Glaubensbekenntnis gesprochen hatte, bedeckte Iman ihr Haar zum ersten Mal mit einem Kopftuch. Dann wickelte sie jeden Tag einen der bunten Stoffe um, die sie früher am Hals getragen hatte. Irgendwann empfand sie das als zu wenig. Im Internet entdeckte sie Onlineshops, in denen man islamische Kleidung bestellen kann. Etwa zweieinhalb Jahre nach ihrer Konversion ging Iman nur noch mit Kopftuch und weitem Umhang aus dem Haus. Aus freiem Willen, das ist ihr wichtig zu betonen. Einen Großteil ihrer alten Kleidung verschenkte sie. Iman trennte sich von Nadines Leben.

Dann kam der Tag, an dem Iman den Niqab anlegte, den Schleier, der nur einen schmalen Schlitz für die Augen freilässt.

Vor einigen Jahren fand sie in einem islamischen Beerdigungsinstitut in Neukölln einen Job. Sie hatte einfach gefragt, es gefiel ihr, in einem muslimischen Umfeld zu arbeiten. Zunächst war sie dort Sekretärin, mittlerweile macht sie das nicht mehr, hilft aber noch als Leichenwäscherin. Verstorbene Frauen dürfen nur von gläubigen Musliminnen für die Bestattung vorbereitet werden. Iman wäscht sie, zieht

ihnen die vorgeschriebene Totenkleidung an, beträufelt Stirn, Handflächen und Knie mit Duftöl. Sie mag diesen Job. "Ich tue etwas Gutes, ich erweise den Toten eine letzte Ehre", findet sie. Kopftuch oder Schleier tragen - bei dieser Arbeit kein Problem.

Nach ihrem ersten Arbeitstag mit Niqab saß sie im Bus nach Hause und fühlte sich gut. Komplett, irgendwie. Iman rief ihre Mutter an und sagte: "Mama, ich trag jetzt den Gesichtsschleier." Die Mutter stockte, nur kurz, dann sagte sie: "Okay." Als Iman später zu ihr fuhr, sagte sie dann doch, sie müsse sich an den Anblick erst noch gewöhnen. Aber sie hielt zu ihrer Tochter. Sie zeigt sich mit ihr, schämt sich nicht, dass ihre Nadine jetzt eine andere ist. Beim Bummel über die Schlossstraße wurde Iman mal als Terroristin beschimpft. Gegenüber solchen Leuten verteidigt die Mutter sie. Sie sagt dann: "Man sollte jeden so leben lassen, wie er oder sie will."

Die beiden gehen zusammen einkaufen, Iman berät ihre Mutter in Modefragen, begleitet sie zum Friseur. Sie selbst kauft sich manchmal Schuhe, ausschließlich Turnschuhe, wie früher. Ihre Kleider kauft sie jetzt im Internet, sie hat die komplette Schleier-Kombination in Schwarz, Braun, Weinrot, Weiß und Dunkelblau.

Die Mutter sei eine große Stütze, sagt sie. Über den Glauben sprechen die beiden Frauen aber nicht. Nicht mehr. Es ist zu schwer, sie haben da andere Ansichten. Insgesamt sei das Verhältnis viel besser geworden "seitdem", sagt Iman. Seit sie das Leben gewechselt hat. Mütter werden verehrt im Islam, sagt Iman, sie bemühe sich jetzt mehr, bringe Geschenke mit, kümmere sich. Die Mutter ist die Einzige, die sie noch Nadine nennt. Nennen darf.

Irgendwann möchte Iman eine eigene Familie gründen. Ihre Kinder würde sie auf jeden Fall muslimisch erziehen, ihnen schon früh beibringen, was erlaubt ist und was nicht. Einmal war sie schon verheiratet. Den Mann hatte sie im Internet kennengelernt. Ein gläubiger Muslim, Deutsch-Marokkaner. Er lebte im Ruhrgebiet, beim ersten Treffen war ihre Mutter dabei. So gehört es sich, eigentlich muss ein männliches Mitglied der Familie dabei sein, aber Iman hat ja nur ihre Mutter. Ein paar Wochen später heirateten der Mann und sie, er besuchte sie jedes Wochenende in Berlin. Doch Iman liebte ihn nicht so, wie er sie liebte. Nach einem Jahr ließen sie sich scheiden.

Ihr künftiger Mann, sagt sie, "der muss natürlich auch Muslim sein". Er sollte islamisch leben und das auch nach außen zeigen, so wie sie selbst. Bei Männern bedeutet das: Bart, lange weite Gewänder. Mit der Partnersuche aber ist das nicht so einfach. Man kann es im Internet versuchen, bei den meisten in ihrer Umma, der Gemeinschaft, läuft es über Empfehlungen. Man wird miteinander verkuppelt, von den Brüdern und Schwestern. Die meisten ihrer Freunde sind ebenfalls Konvertiten. Sie treffen sich regelmäßig, meist unter Frauen. In die Moschee gehen sie nur selten. Einen Mann hat Iman nicht wieder gefunden. Bislang, sagt Iman, "hat es einfach nicht Klick gemacht".

Mit Leuten von früher hat sie kaum noch zu tun. Manche fanden es befremdlich, dass sich die Nadine, mit der sie aufgewachsen waren, plötzlich anders nannte, anders kleidete, anders verhielt. Iman geht nicht in die Disco, interessiert sich nicht für Gespräche über Musik oder Jungs. "Wir leben in zwei verschiedenen Welten", sagt sie. "Ich will über den Koranunterricht reden, darüber, was ich gerade gelesen habe." Neulich war sie mit einer Freundin von früher in einem arabischen Restaurant in Neukölln, in dem es Speisen gibt, die halal sind. Es war nett, aber es gab unangenehme Schweigepausen. Gemeinsamkeiten sind rar geworden.

Das Thema Zugehörigkeit ist schwierig. Verbunden fühle sie sich eigentlich nur ihrer Familie, sagt sie, also der Mutter und der Großmutter - und natürlich der Glaubensgemeinschaft, den Brüdern und Schwestern. Der Vater, der in traditionellen muslimischen Familien eine wichtige Position einnimmt, fehlt. Es sind nicht viele Menschen, die im Leben von Iman eine Rolle spielen. Die Verschleierung ist auch eine Abgrenzung.

In ihrer Umma, sagt sie, tragen etwa ein Dutzend Frauen den Niqab. Die meisten von ihnen sind Konvertitinnen. "Rechtgeleitete" nennen sie sich selbst. "Musliminnen, die sich genug mit dem Koran beschäftigt haben, um zu verstehen, dass sie ihr Gesicht verhüllen sollten", sagt Iman. Die Begriffe "Strenggläubig" oder "praktizierend" gibt es für sie nicht. Nur gläubig und ungläubig. Das Paradies, sagt sie, ist denjenigen vorbehalten, die alles richtig machen. Ob sie die Schleier jemals wieder ablegen wird? "Jetzt denke ich: niemals! Aber wer weiß schon, was passiert."

Iman und ihre Schwestern fallen auf, wenn sie durch die Straßen gehen. "Früher haben mich alle angeguckt, weil ich laut war, jetzt tun sie es wegen meiner Kleidung", sagt sie. "Ich bin immer schon gern aufgefallen." Vielleicht ist das auch einer der Gründe, der dazu führte, dass Nadine nun Iman ist.

Im Lateinischen heißt *conversio* Umwendung oder Umkehr. In Steglitz, ihrer Heimat, brüllte ihr mal jemand hinterher: "Geh da hin zurück, wo du herkommst!" Dabei war sie ja dort, wo sie herkommt. Und auch bleiben will.

Abgeschaltet: Aufstieg und Fall eines V-Manns

Der Spitzel, der zu viel wusste: Was Bernd Kirchner alias G 06 im Hannoveraner Rotlichtmilieu erfuhr, brachte Kriminelle in Bedrängnis – aber auch Polizisten und Staatsanwälte

Von Christine Kröger, Weser-Kurier, 14.05.2010

Den Zuhälter würde man ihm heute noch abkaufen. Er ist schon ein merkwürdiger Typ, dieser Bernd Kirchner. Mode von Edeldesignern trägt er gerne, die Sorte, auf denen das teure Label unübersehbar prangt. Die Ränder unter seinen Augen sind dunkel, seine Stimme klingt rau und belegt. Er sieht aus wie einer, der die Nacht schon oft zum Tag gemacht hat.

Aus der Brusttasche seines Versace-Hemdes kramt er ein Päckchen Zigaretten. Roth-Händle ohne Filter. Er raucht viele davon, während er erzählt. Und er hat viel zu erzählen. Ungeheuerliche Geschichten von organisierten Kriminellen, ebenso ungeheuerliche Geschichten von einflussreichen Unternehmern, Rechtsanwälten, Staatsanwälten und Polizeibeamten.

Seine einst teuren Kleidungsstücke sind aus der Mode gekommen, heute sehen sie abgewetzt aus. 59 Jahre ist Kirchner jetzt alt, seit sechs Jahren hält ihn Hartz IV über Wasser, manchmal rückt der Geldautomat schon lange vor Monatsende nichts mehr raus. Das war nicht immer so. Vor zehn Jahren habe er mit seiner Familie eine 480-Quadratmeter-Villa in Springe nahe Hannover bewohnt, berichtet Kirchner, und in der Garage habe mal ein 500er Mercedes, mal ein Audi A8 gestanden. Als Zuhälter galt Kirchner damals, der an mehreren Bordellen in Nordrhein-Westfalen beteiligt ist. Als ein Mann, der weit über Hannovers Grenzen hinaus beste Beziehungen ins Rotlichtmilieu unterhält und immer für eine krumme Tour gut ist. Kirchner hatte damals einen kurzen Draht zu Kiezgrößen wie Frank Hanebuth oder Marcel R.*, beide Männer betrieben mehrere Großbordelle in Hannover. In Wahrheit aber waren

Kirchners Bordellbeteiligungen eine Legende, tatsächlich arbeitete er für die Polizei. G06 hieß er in den Behörden.

Von 1997 bis 1999 sei er für die Abteilung Organisierte Kriminalität (OK) unterwegs gewesen, berichtet er. Die OK-Experten waren damals noch der Bezirksregierung Hannover unterstellt und hatten ihre Büros in Garbsen. Im Jahr 2000 heuerte er bei der Polizeidirektion Hannover an, die setzte G06 auf Hanebuth und dessen Rockerbande „Hell’s Angels“ an. Kirchner war die erste „Vertrauensperson“ (VP) nach dem niedersächsischen Gefahrenabwehrgesetz. Das Gesetz erlaubt den Strafverfolgungsbehörden, unter mutmaßlichen organisierten Kriminellen auch ohne konkreten Verdacht zu ermitteln, um deren Organisationsstrukturen zu erhellen. G06 lieferte „uneigennützig äußerst glaubwürdige und präzise“ Informationen, urteilte ein Polizeibeamter.

„Erkenntnisse von unschätzbarem Wert“ habe die Polizei dem V-Mann zu verdanken, fasste ein anderer Beamter zusammen, als Kirchners Einsatz im Jahr 2003 nach insgesamt mehr als sechs Jahren endete. Die Polizisten waren Kirchners „VP-Führer“. Nur sie allein hielten Kontakt zu dem V-Mann, nur sie allein kannten seine genauen Lebensumstände.

Das Land Niedersachsen hat seinem Spitzenspitzel sogar Reisen nach Spanien bezahlt. Auf Staatskosten flog G06 zweimal nach Gran Canaria. Dort ließen es sich „Hell’s Angels“ und andere Rotlichtgrößen in einem Luxushotel gutgehen – zusammen mit renommierten Geschäftsleuten und Rechtsanwälten, berichtet Kirchner. Selbst-redend seien dabei auch „geschäftliche“ Angelegenheiten besprochen worden.

„Bingo, Schiff versenkt“, habe einer seiner VP-Führer immer gesagt, wenn Kirchners Angaben zu einem Ermittlungserfolg führten. Und der Beamte habe das oft sagen können, beteuert der Ex-Spitzel. Von der Staatsanwaltschaft Hannover bekam G06 zwölf Vertraulichkeitszusagen. Diese Zusagen garantieren V-Leuten ihre Anonymität, wenn sie gegen Schwerverbrecher und organisierte Kriminelle aussagen. Zwölf seien viel mehr als die meisten VP bekommen, bestätigen Experten. Mit 30 Monaten Arbeit für die Polizeidirektion Hannover sei G06 zudem ungewöhnlich lange im Einsatz gewesen. Das Land ließ sich den V-Mann in dieser Zeit an Spesen mehr als

35000 Euro kosten. Der Aufwand hat sich gelohnt: Allein in einem der vielen erfolgreichen Verfahren, die auf Kirchners Tipps zurückgingen, wurden mehr als acht Kilogramm Kokain, zwei Kilogramm Marihuana, sieben Schusswaffen und 361500 Euro Bargeld sichergestellt.

Bis heute sind Kirchners Kontakte bei den Behörden gefragt. Auf einem alten Handy, das noch irgendwo herumlag, habe ihn noch kürzlich einer aus dem Milieu angerufen, berichtet Kirchner der Polizei. Die nimmt seinen Hinweis offenbar ernst und will Genaueres wissen. Sie trifft sich mit ihm. An einem Morgen im Mai 2009 nehmen zwei Beamte Kirchner in einer Autobahnraststätte in Empfang. Den Tisch wählen sie sorgfältig aus, und wenn eine Kellnerin den drei Männern zu nahe kommt, sagt ein Blick Kirchner, dass er jetzt einen Moment schweigen soll. Der Beamte der Polizeidirektion Hannover notiert gewissenhaft, was der ehemalige V-Mann über den Anrufer zu sagen hat. Sein Kollege vom Landeskriminalamt lehnt sich zurück und beobachtet Kirchner aufmerksam.

Kirchner ist sich heute sicher, dass nicht jeder Ermittler in Polizei oder Staatsanwaltschaft für jeden Hinweis dankbar ist – und auch nicht jeder Politiker. Einige Informationen aus dem Milieu, die er einst lieferte, „waren offensichtlich unerwünscht“. Zum Beispiel, wenn sich Zuhälter mit ihren Verbindungen zum Volkswagen-Konzern brüsteten. Bereits im Jahr 2000 berichtete G06 der Polizei, dass ein VW-Betriebsratsmitglied sich vermutlich von Bordellbetreiber R. schmieren lasse. Marcel R. mache dem Arbeitnehmervertreter wertvolle Geschenke und behaupte, im Gegenzug begehrte VW-Jobs vermitteln zu können – gegen Bares, versteht sich. Anfang 2001 meldete der Spitzel dann, Bordellbetreiber R. organisiere teure Sex-Partys für VW-Manager.

Bekanntlich flog die „VW-Affäre“ um Sex-Partys, Tarnfirmen und Schmiergeld erst Mitte 2005 auf, mehr als vier Jahre nach Kirchners Hinweisen. Vielleicht, weil die Polizei Hannover sich 2001 damit begnügt hatte, die V-Mann-Informationen als „Gerüchte“ weiterzugeben – direkt an VW. Die Behörde überließ es dann offenbar dem Unternehmen, die Vorwürfe „intern“ zu überprüfen (siehe Text unten).

VW sei eben ein Konzern, dessen Einfluss man kaum überschätzen könne, sagt Kirchner. Aber VW ist nicht nur riesengroß und mächtig, sondern gilt auch als renommiert und seriös. „Ich bin kein Spinner, obwohl mir das mancher nachweisen möchte“, beteuert der ehemalige V-Mann. Und auch das mit dem Zuhälter-Outfit will er nicht auf sich sitzen lassen. Der einstige Spitzel grinst. „Von wegen Zuhälter, die Rolex fehlt doch.“ Stimmt, vor wenigen Tagen glitzerte noch diese auffällige goldene Uhr an seinem Handgelenk. Die habe er versetzen müssen, klagt Kirchner. Hartz IV reicht ihm eben hinten und vorne nicht.

Sein tiefer Fall begann am 10. Januar 2003. Damals nahmen Polizei und Staatsanwaltschaft Ermittlungen gegen Kirchner auf. Am Ende wogen die Vorwürfe schwer: Vergewaltigung, Zuhälterei, Menschenhandel. Kritiker der problematischen VP-Praxis mögen sich bestätigt sehen, ist Kirchner doch nur einer von vielen Spitzeln, die in Straftaten verwickelt gewesen sein sollen. Nicht nur deshalb ist die V-Mann-Praxis umstritten: Wer das Vertrauen organisierter Krimineller genießt, gerät rasch selbst ins Zwielflicht. Befürworter halten dagegen, ohne solche Informanten könne man im ohnehin wenig erfolgreichen Kampf gegen organisierte Kriminalität kapitulieren. In den abgeschotteten Netzwerken schweigen nicht nur Täter, sondern in aller Regel auch Opfer und Zeugen.

Im Fall G06 spricht vieles gegen einen Sündenfall des V-Mannes – aber vieles spricht für einen Sündenfall von Polizei und Justiz. Kirchners Informationen über den VW-Konzern waren nicht die einzigen, die nicht nur Milieuangehörige, sondern auch angesehene Bürgern betrafen: Er meldete im November 2000, dass mehrere Hannoveraner Staatsanwälte enge Kontakte ins Milieu pflegten. In dieser Affäre spielte genau jener Oberstaatsanwalt eine undurchsichtige Rolle, der rund zwei Jahre später hartnäckig gegen Kirchner zu ermitteln begann (siehe Text rechts).

Kirchners ehemalige VP-Führer beteuerten, ihr Schützling habe sich nichts zuschulden kommen lassen. Alles, was ihm die Staatsanwaltschaft jetzt ankreide, sei mit der Polizei abgesprochen und nicht strafbar gewesen. Wenn jemand deshalb dennoch auf die Anklagebank gehöre, dann nicht der Spitzel, sondern er und seine Kollegen, bezichtigte sich gar ein Beamter selbst. Doch Hannovers damaligen

Polizeipräsidenten Hans-Dieter Klosa focht die vehemente Fürsprache seiner Experten nicht an: Er widerrief die Genehmigung für Kirchners VP-Einsatz. Am 13. März 2003 wurde G06 abgeschaltet.

Wegen der Ermittlungen drohte der V-Mann auch im Milieu aufzufliegen. Er kam ins Zeugenschutzprogramm – und seines VP-Lohnes entledigt in finanzielle Nöte, als er mehrmals überstürzt umziehen musste. Polizeibeamte, die mit G06 zusammengearbeitet hatten, konnten nicht fassen, was ihrem Ex-Informanten widerfuhr. Zwei von ihnen halfen ihm im November 2003 sogar privat mit Geld aus. Erstaunlicherweise hielt selbst die Staatsanwaltschaft Hannover Kirchner offenbar nach wie vor für glaubwürdig: Als ihr Oberstaatsanwalt längst gegen den mittlerweile abgeschalteten V-Mann ermittelte, gab die Anklagebehörde ihm immer weiter Vertraulichkeitszusagen – gleich in fünf verschiedenen Strafverfahren.

Mehr als eineinhalb Jahre ließ die Staatsanwaltschaft verstreichen, bevor sie im August 2004 Anklage gegen Kirchner erhob. Mitte 2005 sprach das Landgericht Hannover Kirchner schließlich vom Vorwurf der Vergewaltigung frei, das Verfahren wegen Menschenhandels und Zuhälterei stellte es wegen geringfügiger Schuld gegen eine Auflage ein.

Seit er abgeschaltet wurde, kämpft der einstige Spitzel nicht mehr gegen organisierte Kriminelle, er kämpft gegen Polizisten, Staatsanwälte, Richter und Politiker: Sie sollen ihre Zusagen nicht eingehalten haben. Ungezählte Beschwerden schreibt Kirchner an die Strafverfolgungsbehörden, reicht bei Gerichten Klagen ein, spricht örtliche Politiker an, wendet sich an den Petitionsausschuss des Landtages und an Minister in Hannover. Vergeblich. „Wenn sich ausnahmsweise mal ein Politiker dahinterklemmt“, sagt Kirchner, „pfeifen ihn seine Parteioberen sofort zurück.“

Auch Ermittler beschäftigen sich immer wieder mit den zahlreichen Vorwürfen ihres ehemaligen Informanten. Allerdings sitzen diese Ermittler meistens in genau den Ämtern, die er beschuldigt: in der Polizeidirektion und in der Staatsanwaltschaft Hannover. Tatsächlich hat die Anklagebehörde bislang sämtliche von dem ehemaligen V-Mann in eigener Sache angeschobenen Verfahren eingestellt: Frist nicht gewahrt, Vorwurf verjährt, keine Hinweise gefunden, Polizeibericht verschwunden...

Mit diesen und ähnlichen Begründungen arbeitete die Staatsanwaltschaft Hannover zuletzt am 18. März 2008 eine Reihe von Kirchners Anschuldigungen ab. Am Ende stellte sie einmal mehr fest, es gebe „keine zureichenden Anhaltspunkte für Straftaten“.

Die Staatsanwaltschaft Hannover nahm zu all dem bis Redaktionsschluss keine Stellung. Und Hannovers Polizeipräsident Uwe Binias blieb im Allgemeinen: Die Vorgänge, um die es gehe, lägen lange zurück, damals handelnde Personen hätten längst andere Positionen, die fraglichen Sachverhalte seien „zum Teil schon Gegenstand von Medienberichterstattung und einer Landtagsanfrage“ gewesen, „gar nicht zu reden von den ungezählten Eingaben des Herrn K., die alle bereits geprüft und beschieden worden“ seien. Eine Klärung im Detail wäre dem Polizeipräsidenten auch zu viel Aufwand, bedürfe es dazu doch eines „umfangreichen Aktenstudiums“. Offensichtlich uneinsichtig beschäftige Kirchner die Behörden dennoch „mit großer Ausdauer“ weiter.

Ebenfalls mit großer Ausdauer verfolgt wird allerdings ein Verfahren, das nicht gegen Beamte, sondern gegen den ehemaligen Spitzel angestrengt wurde. Wegen Konkursverschleppung hatte das Amtsgericht Springe Kirchner bereits am 4. Oktober 2000 zu einer Geldstrafe von 80 Tagessätzen à 50 Mark verurteilt. Mehr als neun Jahre später, am 13. Januar 2010, schickte die Staatsanwaltschaft Hannover ihm deshalb eine „Ladung“ in die „nächstgelegene Justizvollzugsanstalt“. 51 Tage sollte er in Haft, weil er 1303,80 Euro nicht bezahlt hatte. Dieser Betrag sei von jenen 80 Tagessätzen immer noch offen. Im letzten Moment konnte Kirchner sich das Geld bei Bekannten leihen.

Dabei habe er die Warenhandelsgesellschaft in Springe 1999 korrekt abwickeln wollen, beteuert der ehemalige V-Mann. Doch die Zollfahndung Düsseldorf, für die er damals Drogenhändler ausspionierte, sah durch die Pleite ihre Ermittlungen gefährdet. Sie wies ihn an, mit der Konkursanmeldung zu warten. Die Beamten konnten am Ende 450 Kilogramm Haschisch beschlagnahmen und mehrere Männer festnehmen. Gegen ihren Informanten aber lief nun das Verfahren wegen Konkursverschleppung.

„Die Polizei wollte die Angelegenheit aus der Welt schaffen“, sagt Kirchner. Tatsächlich gab ein Polizist am 31. Oktober 2000 zu Protokoll, „vertraulich“ mit dem Amtsgericht Springe und der Staatsanwaltschaft Hannover gesprochen zu haben: Die Anklagebehörde werde den Richter bitten, das Urteil gegen G06 „wegen geringer Schuld“ aufzuheben, der Richter diesen Wunsch dann erfüllen, hielt der Beamte als Absprache fest.

Nicht nur in Sachen Konkursverschleppung haben Polizeidirektion und Staatsanwaltschaft Hannover nicht Wort gehalten, klagt Kirchner. Doch bleibt er auf die Polizeidirektion angewiesen: In deren Zeugenschutzprogramm ist er bis heute, wegen seiner neuen Identität habe er „da ja leider keine Wahl“. Dass ihm dieser Schutz nicht reiche, lautet einer seiner Vorwürfe. „Was schief gehen kann, geht schief“, weil die Polizisten vollkommen unprofessionell agierten. Nur der von ihnen verursachter Pannen wegen habe er seit dem Jahr 2003 mehrfach umziehen müssen.

An seinem derzeitigen Wohnsitz lebt er immerhin seit Mai 2007, doch Fuß gefasst hat er dort nicht. Mit einem neuen Namen sei es eben nicht getan, meint Kirchner. „Was soll ich denn sagen, wenn mich jemand fragt, was ich bis 2003 gemacht habe?“ Die Zeugenschützer hätten ihm eine Legende zugesagt, behauptet er. „Zuzug aus Belgien 2003“ sollte die lauten, weil seine Frau bereits in Belgien gearbeitet habe, das Paar daher diesen fiktiven Lebenslauf realistisch vortäuschen könne. Doch statt der dafür nötigen Unterlagen habe man ihm lediglich einen neuen Namen gegeben.

Noch im vergangenen Jahr versuchte der 59-Jährige erneut, die strittige Legende einzuklagen, doch das Landgericht Hannover winkte ab: Die Polizeidirektion hatte argumentiert, für den neuen fiktiven Lebenslauf reiche es aus, lediglich Zeugnisse und andere Dokumente auf seinen neuen Namen umschreiben zu lassen.

Zeugnisse? Welche hat Kirchner? Was hat er getrieben, bevor er Spitzel wurde? Wie kam er zu den Milieukontakten, die ihn für die Polizei als V-Mann erst interessant machten? Der Ex-Spitzel erklärt das so: Als junger Mann und gelernter Koch sei er ein Jahr zur See gefahren. Später habe er zum Groß- und Außenhandelskaufmann umgeschult und es mit 28 Jahren bereits zum Geschäftsführer einer großen Baufirma

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

in Kiel geschafft. Ein Hörsturz aber brachte ihn 1986 lange ins Krankenhaus. Währenddessen hätten seine Vertreter Verträge abgeschlossen, „die mir schließlich das Genick brachen“. Am Ende verurteilte ihn das Amtsgericht Kiel wegen Betruges zu einer Geldstrafe.

Doch schon nach wenigen „unschönen Jahre“ sei es ihm „wieder verdammt gut gegangen“, sagt Kirchner. Dieser merkwürdige Typ, der sonst sehr gern redet, will jetzt nicht mehr recht raus mit der Sprache. Als eine Art Unternehmensberater habe er sich „durchgeschlagen“, lässt er sich schließlich entlocken, und dabei alle paar Jahre seine dicke Limousine gegen eine noch dickere austauschen können.

1996 sei er dem Jobangebot einer Anlageberatungsfirma nach Hannover gefolgt. Dort sei er dann in die Warenhandels-gesellschaft eines Verwandten eingestiegen, wegen deren verschleppten Konkurs' er noch kürzlich ins Gefängnis sollte. Die Ehefrau der Kiezgröße Marcel R., die damals Sonderpostenmärkte betrieb, sei seine Kundin geworden. Rasch habe er sich auch mit ihrem Mann angefreundet...

Bei den ersten krummen Dingen, die er der Polizei steckte, sei es ausschließlich um Drogen gegangen, erzählt Kirchner, denn Drogen seien ein schmutziges Geschäft. Er beteuert, „aus Überzeugung“ gehandelt zu haben. Das klingt nicht nur gut, es stimmt wohl auch. In Polizeiberichten jedenfalls ist ähnliches nachzulesen: Die „Motivation der VP G06“ resultiere „aus der Tatsache, daß sie bei ihren eigenen geschäftlichen Tätigkeiten erfahren konnte, wie von bestimmten Personenkreisen unter Einbeziehung von Rechtsanwälten, Notaren und Steuerberatern gesetzlich verankerte Vorgaben erfolgreich und skrupellos umgangen werden“. Zudem habe die VP gelernt, „daß ‚honorige Geschäftsleute‘ ganz offensichtlich nicht davor zurückschrecken, aus Gründen der Gewinnmaximierung Geld in den organisierten Drogenhandel zu investieren“. Aus gelegentlichen Tipps Kirchners wurden regelmäßige, und schließlich heuerten die Ermittler ihn als V-Mann an.

Als gänzlich selbstlos will sich der Lebemann von einst aber doch nicht verkaufen. Neben einer Legende fordert Kirchner Geld. Geld, das ihm seiner Meinung nach zusteht. 15000 Euro bekam er von der Polizei, als er abgeschaltet wurde. Viel zu wenig, meint er – und steht auch mit dieser Meinung nicht alleine da. Seine

ehemaligen VP-Führer schrieben 2003 gleich mehrere „Entlohnungsanträge“ für ihren scheidenden Informanten. Sie errechneten Beträge bis zu 75800 Euro.

Für Hannovers Polizeipräsident Binias sieht Kirchners „Sicht der Dinge kurz zusammengefasst wie folgt aus: Herr K. meint, dass er als VP extrem wertvolle Informationen geliefert hat, wofür er nicht hinreichend entlohnt wurde“. Und der Polizeichef hält dagegen: „Viele Informationen der ehemaligen VP G06 hatten für Ermittlungsvorgänge längst nicht den Nutzen, den der Betreffende anscheinend bis heute selbst annimmt.“ Über die Freigabe des Geldes entscheide „letztendlich der Polizeipräsident“ – und sein Amtsvorgänger Klosa „hatte sehr gute Gründe zu entscheiden, wie er es getan hat“.

Diese „sehr guten Gründe“ nennt Binias allerdings nicht. Er verrät auch nicht, wie sein Vorgänger Klosa zu diesen Erkenntnissen über die „VP G06“ kam: Eigentlich halten doch nur VP-Führer Kontakt zu Spitzeln wie Kirchner, und diesen Beamten waren derlei „sehr gute Gründe“ offenbar nicht bekannt. Mit der Vertraulichkeit scheint Binias es auch sehr genau zu nehmen, jedenfalls „kann und will“ er zu einzelnen Fragen „zum sensiblen Thema VP-Führung“ generell keine Auskunft geben. Daher bleibt offen, wie diese „guten Gründe“ von Binias' Amtsvorgänger Klosa dazu passen, dass derselbe Polizeipräsident einst Kirchners Einsatz das eine um das andere Mal verlängerte und ihm dazu noch im Schnitt mehr als 1000 Euro pro Monat allein an Spesen bewilligte.

Der Ex-Spitzel zündet sich noch eine Zigarette mehr an, doch auch die verqualmt im Aschenbecher. Kirchner hat keine Zeit. Er muss reden und schimpfen. Schimpfen auf die betrügerische Polizei, die marode Justiz, die scheinheilige Politik. Dieser Staat habe ihm jeden Glauben an Wahrheit und Gerechtigkeit genommen. Diesen Satz sagt Kirchner genauso häufig, wie er Hannovers Polizei und Justiz mit der Mafia vergleicht oder Deutschland eine Bananenrepublik schildert.

„Vor dem Hintergrund eines in Gesprächen immer wieder festzustellenden ausgeprägten Gerechtigkeitssinnes bot die V-Person den Ermittlungsbehörden die Zusammenarbeit an“, schrieben Polizisten, als Kirchner abgeschaltet wurde. Seine privaten Interessen habe G06 während seines Einsatzes vollkommen hintangestellt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nie zuvor sei „es gelungen, eine derart fähige, professionell agierende V-Person mit einem schier unerschöpflichen Beziehungsgeflecht zu bedeutsamen und honorigen Personen aus den Bereichen Milieu und Wirtschaft zu gewinnen“.

*Name von der Redaktion geändert

REPORTAGE ÜBER EIN UMSTRITTENES KLEIDUNGSSTÜCK: UNSERE MITARBEITERIN HAT EINEN TAG IN EINER BURKA GELEBT: WIE SIE DAMIT ZURECHT GEKOMMEN IST UND WIE DIE UMWELT REAGIERTE

Bremen hinter dem Schleier

Mein Kopf ist einfach zu groß. Nicht annähernd passt er in das bestickte Kopfstück der Burka hinein. Der Stoff rutscht nach oben weg, das Gitter, das den Augen als Sichtfenster dienen soll, klebt auf meinen Haaren. Ich stehe im Büro eines Kollegen, der die kornblumenblaue Burka von seiner letzten Afghanistanreise mitgebracht hat, und weiß, ohne mich selbst sehen zu können, dass ich einen verstörenden Anblick abgebe. Da sind sie, die ersten Zweifel: Was tue ich hier eigentlich? Verletze ich mit meiner Verkleidung religiöse Gefühle? Und ist es journalistisch korrekt, Situationen nicht zu beobachten, sondern selbst herzustellen? Das zu enge Kopfteil lassen wir unnähen, die Zweifel bleiben.

Von Mounia Meiborg, Weser-Kurier, 11.06.2010

Mit einer Burka bekleidet will ich einen Tag lang durch die Stadt laufen. Ich will wissen, wie die weltoffenen Bremer auf eine voll verschleierte Frau reagieren. Und wie es sich anfühlt, das umstrittenste Kleidungsstück Europas zu tragen. Ein Gewand, für das Gesetze geschneidert werden, ein Stoffstück, das wenige Frauen tragen, über das aber viele Menschen reden: Politiker, Bürger, Verfassungsrechtler. In Belgien hat das Parlament gerade das Tragen von Burkas in der Öffentlichkeit verboten. Frankreich wird bald folgen, Italien und die Niederlande könnten nachziehen. In Deutschland fordert die FDP-Politikerin und Vizepräsidentin des Europäischen Parlaments, Silvana Koch-Mehrin, ein Verbot der Burka, die sie ein „mobiles Gefängnis“ nennt.

Beim Blick in den Spiegel sehe ich eine Silhouette meiner selbst; sie verrät nur die Körpergröße, verdeckt aber das Gesicht und verhüllt die Figur. Da das Gewand vorne bis zur Hüfte ausgeschnitten ist, muss ich es zusammenhalten, um meine Jeansbeine zu verdecken. Die Hände stecken im Polyesterstoff, ich kann sie nicht frei bewegen.

Die ersten Schritte, von der Fußgängerzone zum Bahnhof, fühlen sich an, als würde ich das Gehen neu erlernen. Ich laufe langsam, bei der ersten höheren Stufe trete ich prompt auf den Saum. Durch das Gitter sehe ich überraschend gut; da ist zwar ein blauer Schleier, aber ich kann alles klar erkennen. Zumindest alles, was direkt vor mir liegt. Denn mein Sichtfeld ist beschränkt – was ich sonst aus den Augenwinkeln wahrnehme, überholende Passanten, Geschäftsschilder, Straßenbahnen, ist jetzt unsichtbar. Ständig habe ich das Gefühl, dass jemand neben mir steht, aber wenn ich den Kopf wende, ist da niemand.

In Frankreich hat die Künstlerin Bérangère Lefranc einen Monat lang Burka getragen; in ihrem Buch „Der Schleier – ein bestimmtes Ich im Juni“ beschreibt sie ihre Erlebnisse: Beschimpfungen, Demütigungen, Pöbeleien. Ich bin also auf das Schlimmste gefasst. Stattdessen passiert erst einmal: gar nichts.

Die meisten Passanten reagieren an diesem sonnigen Tag erstaunlich entspannt auf eine voll verschleierte Frau. Manche schauen kurz hin und dann schnell wieder weg, andere mustern mich irritiert, einige feindselig. Die Bremer Innenstadt ist eben nicht die Pariser Banlieue. Wir wollen einen Querschnitt der Stadt erleben und steigen am Bahnhof in die Linie 1 Richtung Osterholz.

Ich bleibe an der Tür stehen und halte mich an der Stange fest. In einem Straßenbahnabteil, das Menschen auf engem Raum zu einer Zufallsgemeinschaft auf Zeit zusammenpfercht, um sie zehn, zwanzig oder dreißig Minuten später an ihrem Ziel wieder auszuspucken, ist die Spannung größer als auf der Straße. Meine Hand schwitzt, der Stoff rutscht, ich verkrampfe. Ich denke daran dass unter meinem Gewand genug Platz wäre für Waffen oder Sprengstoff oder für jemanden, der in dieser Verkleidung aus dem Gefängnis ausbricht. Und ich frage mich, ob meine Mitfahrer dieselben Gedanken haben.

Zum Beispiel die gepflegte weißhaarige Dame, die Am Dobben einsteigt, sich mir schräg gegenüber setzt und mich so intensiv anschaut, als wolle sie in meinen Kopf hineinblicken. In Russland haben sich schon öfter radikalislamische Frauen in langen Gewändern, schwarze Witwen genannt, in U-Bahnen in die Luft gesprengt. Und

in Großbritannien hat kürzlich ein Krimineller, verkleidet mit einer Burka, einen Juwelier ausgeraubt.

Seitdem diskutiert auch das in Religionsfragen so tolerante Großbritannien, dessen Polizisten Kopftuch und Turban tragen dürfen, über ein Burka-Verbot. Die Vollverschleierung, die schon mehrfach zum Missbrauch verführt hat, macht Angst. Das ist verständlich.

Aber darf man sie deshalb abschaffen? In Deutschland verbietet seit 1985 ein Gesetz den Teilnehmern von Demonstrationen, sich zu vermummen. Derzeit fallen Burka und Niqab, das meist schwarze Gewand mit Sehschlitz, das vor allem auf der Arabischen Halbinsel getragen wird, nicht unter dieses Verbot. Über die Anzahl der voll verschleierten Frauen in Deutschland gibt es nur Schätzungen; sie reichen von 100 bis etwa 1000. Innenminister Thomas de Maizière hält die Verbotsforderungen von Koch- Mehrin für unnötig. Die Mehrheit der Deutschen sieht das offenbar anders: Rund 52 Prozent, so eine Umfrage der „Frankfurter Rundschau“, sind für ein Verbot der Vollverschleierung.

Endstation Zürcher Straße. Die weißhaarige Dame wirft mir einen letzten eindringlichen Blick zu, bevor sie aussteigt. Inzwischen ist es Mittagszeit, die Sonne brennt, wir haben Hunger. Zur Auswahl stehen zwei Dönerbuden und ein Brathähnchenimbiss. Beides kommt für mich nicht infrage; mit dem Tuch vor dem Mund kann ich nicht in der Öffentlichkeit essen, ebenso wenig trinken. Ich gehe in den Supermarkt. Die Waren könnte ich bequem unter dem Gewand verstecken, überlege ich, und vermutlich würde sich niemand trauen, mich zu durchsuchen. Wieder einmal frage ich mich, wie sich eine Frau, die Burka trägt, eigentlich verhält. Dass sie im Sitzen wohl nicht die Beine übereinander schlagen würde, weil sich dann die Figur abzeichnet.

Und welches Verhalten andere, Passanten, Straßenbahnfahrer, Verkäufer, von ihr erwarten. Kauft eine Burka tragende Frau Schokoriegel? Die Kassiererin bleibt jedenfalls gelassen und wünscht mir, wie all ihren Kunden, einen schönen Tag. Weiter in die angegliederte Bäckerei. Die Theke ist um diese Zeit schon ziemlich leer, nur Mettbrötchen sind übrig. Ich frage die Verkäuferin, ob sie auch etwas anderes hat.

„Ach ja, mit Pute?“ fragt sie. Es ist ihre Art zu sagen: ohne Schweinefleisch. Wie so viele Menschen heute glaubt sie, etwas über mich zu wissen, von meinem Anblick auf meine Essgewohnheiten schließen zu können. Ich kann es ihr nicht verübeln, schließlich bin ich diejenige, die sich verkleidet hat. Geduldig schmiert sie mir ein Käsebrötchen, fragt ob Gurke und Tomate mit drauf dürfen, und ich bilde mir ein, dass sie mit jedem akzentfreien deutschen Wort, das ich spreche, ein bisschen mehr Vertrauen gewinnt. Mein Lächeln kann sie nicht sehen, deshalb versuche ich, meiner Stimme einen besonders freundlichen Klang zu geben. Es gerät etwas künstlich.

Wir ziehen uns in eine Seitenstraße zurück. Ich esse unter dem Gewand, ziemlich umständlich, ziemlich unelegant. Wie machen das Frauen, die Burka tragen? So jedenfalls nicht. Gegessen und getrunken wird normalerweise zu Hause. Die meisten Niqabs jedoch haben ein extra Tuch über dem Mund, das die Trägerin in der Öffentlichkeit abnehmen kann. Praktisch, wie ich finde. Als nächstes möchte ich in die Moschee, die ich auf der anderen Straßenseite gesehen habe. Kurz nach dem Mittagsgebet ist sie ausgestorben.

Der Mann vom Eingang führt mich in den Gebetsraum für Frauen, er ist freundlich, aber ich werde das Gefühl nicht los, dass er meine Verkleidung durchschaut. Wahrscheinlich trägt hier sonst niemand Burka. Oder niemand Burka zu Turnschuhen. Inmitten von Kinderbildern, Koranversen und Rosendekorationen fallen mir die zwei Suren ein, die als Grundlage für die Verschleierung der Frau gelten.

Reize und sozialen Status verbergen

Da heißt es in Sure 24,31: „Und sprich zu den gläubigen Frauen, dass sie ihre Blicke niederschlagen und ihre Scham hüten und dass sie nicht ihre Reize zur Schau tragen, es sei denn, was außen ist, und dass sie ihren Schleier über ihren Busen schlagen.“ Ob der Schleier den gesamten Oberkörper, das Haar oder außerdem das Gesicht bedecken soll, bleibt allein der Interpretation des Lesers vorbehalten.

Ähnlich vage heißt es in Sure 33,59: „O Prophet, sprich zu deinen Gattinnen und zu deinen Töchtern und den Weibern der Gläubigen, dass sie sich in ihren Überwurf verhüllen. So werden sie eher erkannt als anständige Frauen und werden nicht

verletzt.“ Die meisten Islamgelehrten, auch die konservativen, sehen die Vollverschleierung heute nicht mehr als theologische Notwendigkeit.

So vielfältig wie die Strömungen des Islam und die kulturellen Eigenheiten der Regionen sind auch die Kleidungen gläubiger Frauen. Da ist die Burka, vor allem in Nordafghanistan getragen und unter den Taliban Pflicht für jede Frau; als Stammestracht sollte sie ursprünglich nicht nur die Reize der Frau verbergen, sondern auch ihren sozialen Status.

Da ist der iranische Tschador, ein schwarzes Gewand mit Kopftuch, das das Gesicht freilässt; es wurde mit der islamischen Revolution zum Politikum. Und da ist der Hijab, ein eng gebundenes Kopftuch, das junge Musliminnen zum Symbol eines selbstbewussten Euro-Islam erklärten; auch hier in Osterholz ist es oft zu sehen. Als ich wieder ins Freie trete, geht Wind. Kühnend weht er durch den dünnen Stoff. Plötzlich bekommt dieses Kleidungsstück, das kein Kilo wiegt und so bedeutungsschwer ist, ein wenig Leichtigkeit.

Selten war ein Stück Stoff politisch so aufgeladen, die deutschen Reaktionen auf die ersten Miniröcke in den 60er-Jahren waren harmlos dagegen. Das Zeigen der Beine schockierte damals weniger als heute das Verhüllen des Gesichts. Vergleichbar in ihrer Symbolwirkung ist die Burka-Debatte nur mit dem Kopftuch-Streit, der, von einer muslimischen Lehrerin ausgelöst, im Jahr 2004 bis vor das Bundesverfassungsgericht ging. In beiden Diskussionen dienen die weiblichen Kleidungsstücke als Stellvertreter: für eine gescheiterte Integration, einen radikalen Islam, der Frauen unterdrückt und überhaupt alles, was fremd ist.

Das erklärt die Vehemenz, mit der die Debatte um ein Burka-Verbot in Belgien und Frankreich über Parteigrenzen hinweg geführt wird – und die in einem grotesken Missverhältnis steht zu den einigen Hundert Frauen, die jeweils betroffen sind. In Belgien ist die Regierung von Yves Leterme am Sprachenstreit zerbrochen, in Frankreich ist Präsident Nicolas Sarkozy nach dem Debakel bei den Regionalwahlen ins Straucheln geraten. Einigkeit verspricht in derartigen innerstaatlichen Krisen eine Politik auf Kosten von Minderheiten.

Schockierender Anblick

Wir fahren zurück in Richtung Stadtmitte. Ich bin jetzt schon routiniert, trete beim Hinsetzen nicht mehr auf den Saum und finde gleich auf Anhieb den Halteknopf. Wieder überrascht mich, dass ich in einer Sekunde angestarrte Zielscheibe, in der nächsten unsichtbare Freifläche bin. In der Innenstadt, wo amspäten Nachmittag Menschen mit Einkaufstüten über die Obernstraße flanieren, scheint mein Anblick viele zu schockieren: finstere Blicke, Getuschel, abfällige Kommentare.

Eine Frau ruft mir ins Gesicht: „In Belgien haben sie es verboten und hier laufen die noch so rum!“ Der Satz klingt wie eine Zusammenfassung der europäischen Burka-Diskussionen: Statt mit den Frauen redet man über sie. Kein Wunder, denn mit der Mimik und Gestik verlieren sie in der Öffentlichkeit ihre Stimme. Auch die Burka tragenden Frauen, die ich im Vorfeld angesprochen habe, sind stumm weitergegangen. Deswegen der Selbstversuch.

Auf dem Marktplatz schließlich nehme ich die Burka ab. Die Sonne scheint plötzlich viel intensiver, der Himmel ist blau und ohne Raster. Zwischen den gotischen Häuserfassaden wirkt das Gewand in meiner Hand wie ein Accessoire für eine Kostümparty. Bei Starbucks fragt mich eine junge Frau, ob sie die Burka auch mal aufziehen darf. Klar, sage ich, und reiche ihr den blauen Stoff.

„So, wie die da steht, kriegen die Menschen Angst“

Wie unser Mitarbeiter das Burka-Experiment erlebt hat

VON JEAN-CHARLES FAYS

Bremen. Als Mounia die Burka überzieht, zucke ich zusammen. Der Ganzkörperschleier verhüllt alles, was sie lebendig macht: Die filigranen Gesichtskonturen, das coole Ohrenpiercing, die naturgebräunte Haut, das ungebändigt wilde schwarze Haar und die Konturen ihres Körpers. Selbst die tiefbraun funkelnden Augen der aufgeweckten 25-Jährigen wirken durch das Sichtvisier wie matte schwarze Steine.

Erst als sie fragt: „Und, wie sehe ich aus?“, lässt der Schreck nach. Wenn sie spricht, weiche ich dem Blick der Deutsch-Marokkanerin aus, denn so bleibt sie für mich die vertraute Mounia. Steht sie aber stumm neben mir, bekomme ich Gänsehaut. Ihre Anwesenheit ist dann nicht mehr zu spüren. Kalte Schauer laufen mir über den Rücken, wenn sie sich nach Minuten des Schweigens wie aus dem Nichts zu Wort meldet. Es ist, als raube ihr die Burka die Lebensgeister. Als verschleierte sie ihre Identität. Als verwandle sie Mounia zum Gespenst.

Ich bin nicht der Einzige, der so fühlt. Bei unserer sechsstündigen Reise durch Bremen ähneln sich die Reaktionen. Unterschiedlich ist nur, wie intensiv die Bremer diese nach außen tragen. Der Erste, der sich über die Burka äußert, ist ein Mittsiebziger vor McDonald's an der Domsheide. Als er mit seiner Frau im Arm an uns vorbeiläuft, schüttelt er stirnrunzelnd den Kopf. Was geht jetzt wohl in ihm vor? Ist er nur erschrocken? „Nein, ich finde so ein Ganzkörperkondom einfach nur beschämend“, schimpft er. „Ich bin taub und da muss ich einem Menschen auf den Mund gucken. Das kann ich bei ihr nicht.“

„Na, also ist das denn zu fassen!?!“

In der Bahn zum Hauptbahnhof fragt das Mädchen neben Mounia ihre Mutter: „Was ist das?“ – und zeigt ungeniert auf ihre Sitznachbarin. Die Mutter flüstert ihr etwas ins Ohr, was die Neugier der Kleinen stillt und das blaue Gespenst neben ihr für den Rest der Fahrt unsichtbar werden lässt.

Als Mounia drei Stationen später aus der Linie 4 gen Schwachhausen aussteigt, empört sich eine aufwendig geschminkte Mittfünfzigerin beim Einsteigen: „Na, also ist das denn zu fassen!?!“ Das Gespenst scheint sie offenbar erschreckt und einen Moment lang aus der Fassung gebracht zu haben – was sie sich aber nur ungern eingesteht. Auf die Nachfrage: „Was ist denn zu fassen?“, antwortet sie immer noch aufgebracht: „Was erlauben Sie sich? Mit Ihnen rede ich doch gar nicht.“ Während sich die Dame auf dem Weg gen Schwachhausen wieder von ihrem Schreck erholen kann, setzen wir unsere Reise nach Osterholz fort. Wie wohl die Menschen aus den verschiedenen Kulturen in Bremens Schmelztiegel auf die Burka reagieren? Als wir in die Linie 1 einsteigen, deutet ein türkisch aussehender Mann mit dem Finger auf

Mounia und tuschelt dem Landmann neben ihm etwas ins Ohr. Sein Blick wirkt bedrohlich. Die zusammengekniffenen Augenbrauen lassen erahnen, dass ihm die Burka nicht gefällt.

Argwöhnisch beäugt sie auch eine andere Muslimin in der Bahn. Die gebürtige Jordanierin erklärt, dass Frauen wie Mounia ein schlechtes Licht auf Muslime wie sie werfen. Sie sieht aus wie Mounias muslimischer Gegenentwurf.

Ihr Kopftuch ist knallbunt. Ihre braunen Augen stechen hervor und leuchten nicht minder als ihr Kopftuch. Nicht zuletzt dank Kayal und Wimperntusche. Die 24-Jährige sagt: „So, wie die da an der Tür steht, kriegen die Menschen Angst. Man könnte meinen, die hat ein Bombenattentat vor.“ Die in Osterholz-Tenever lebende Hausfrau findet: „Das Gesicht muss man schon zeigen.“ Ähnlich skeptisch mustert ein Russe Mounia von oben bis unten, runzelt die Stirn und sagt: „Mir gefällt das nicht. Sie lebt in einem christlichen Land. Also muss sie sich diesen Sitten auch anpassen.“ Vor elf Jahren ist der 69-Jährige ausgewandert. Er glaubt: „In Sibirien würde es niemand wagen, so herumzulaufen.“ Zwei atheistische Landsmänner, die nur zwei Meter von Mounia entfernt sitzen, sind da entspannter. Obwohl die beiden viel dichter als alle anderen bei Mounia sitzen, nehmen sie am wenigsten Anstoß an ihr und sagen: „Jeder soll doch machen, was er will. Uns ist das ganz egal.“

Frauen in seiner Familie tragen Burka

Das denken sich auch die meisten Menschen an der Endstation Züricher Straße. Wie an den Kopftüchern deutlich zu erkennen, ist hier mindestens jede zweite Frau muslimischen Glaubens. Selbst die Deutsche Post übersetzt hier den Namen ihres Restposten- Marktes auf türkisch. Auf der Querstraße, nur einen Steinwurf hinter der Post, liegt die Mescidi Aksa Moschee, die der vom Verfassungsschutz beobachteten islamischen Gemeinde Milli Görüs angehört.

Einer, der vorgibt, dort seit mehreren Jahren zu beten, ist ein Aserbaidshaner. In Deutschland fühlt er sich nicht wohl. Er sagt: „Ich hasse Deutschland.“ An Mounias Burka findet er hingegen großen Gefallen. Zunächst traut er sich gar nicht, sie anzugucken.

Als ich aber erkläre, nicht ihr Mann zu sein, wirft er einen flüchtigen Blick rüber und sagt: „Am liebsten wäre mir, meine Frau würde das auch anziehen.“ In seinem Heimatland tragen sowohl seine Mutter als auch seine Schwestern Burka. Seine evangelische Frau, mit der er aus Russland emigrierte, konnte er aber nicht für die Burka begeistern. Als ein Türke einmal zu ihr sagte: „Schöner Arsch“, ist der Aserbaidschaner ausgerastet.

Er erzählt, dass er den Türken daraufhin verprügelt und dafür eine Woche im Gefängnis gesessen habe. „Hätte meine Frau damals eine Burka getragen, hätte der Türke den ‚schönen Arsch‘ meiner Frau aber gar nicht gesehen und so was nicht sagen können“, sagt der 40-Jährige. Noch immer ist er überzeugt, damals im Recht gewesen zu sein.

„Im Koran steht, dass nur der Mann die Frau ohne Burka sehen darf.“ Das sei zwar nicht der genaue Wortlaut, aber durchaus so zu interpretieren. Schließlich gehöre seine Frau mit all ihren Reizen nur ihm.

„Hier ist das nichts Besonderes“

Den Aserbaidschaner würde es stolz machen, wenn seine Frau so einkaufen ginge wie Mounia. Denn als Mounia sich in einem nahegelegenen Supermarkt Äpfel und Schokoladenriegel kauft, wird sie vollkommen ignoriert. Lediglich die Kassiererin guckt etwas verwundert wegen ihrer akzentfreien deutschen Aussprache. Später sagt die Mittvierzigerin über die Verschleierung: „Hier ist das nichts Besonderes.“ Auch andere Frauen würden hier mit Kopftüchern oder dem Gesichtsschleier „Niqab“ einkaufen. Die deutsche Kassiererin würde sich selbst zwar nie verschleiern, aber sie stört das nicht: „Jeder soll seine Religion leben, wie er es möchte.“ Mounia zieht sich in eine Seitenstraße zurück.

Beim Essen möchte sie nicht beobachtet werden. In einer schattenspendenden Ecke versucht sie den Schokoladenriegel zum Mund zu führen. Sie muss mehrere Male ansetzen und wirkt etwas unbeholfen, wie sie den Riegel unter dem Schleier zum Mund führt. Sie fragt: „Wie machen das bloß Frauen, die Burka tragen?“ Ich antworte: „Das ist wahrscheinlich alles eine Frage der Routine – aber zieh die Burka doch zum Essen aus.“ Sie weigert sich. Es wäre ihr unangenehm, wenn die

Osterholzer sie dabei ertappen würden, denn das würde eine Frau, die Burka trägt, nie tun.

Nachdem Mounia in zehn Minuten etwa anderthalb Riegel essen konnte, versucht sie sich gar nicht erst an den Äpfeln. Wir gehen zurück zur Bahnhaltestelle. In der Linie 1 sitzt Amir Frayhar neben uns. Der Deutsch- Syrer arbeitet in einer Bremer IT-Firma und ist gläubiger Muslim. Meine Begleiterin anzugucken, wagt der 24-Jährige nicht. „Dazu ist der Respekt zu groß.“ Er kennt das von vielen Burka tragenden Frauen in seinem Heimatland. Da sei es Gepflogenheit, diesen Menschen nicht ins Gesicht zu gucken.

„Wenn man eine Burka trägt, hat man keine Persönlichkeit gegenüber anderen. Ihre Männer denken: ‚Sie gehört mir allein.‘“ Obwohl Frayhar sich als gläubig bezeichnet und fünf Mal am Tag betet, denkt er anders. Seine muslimische Freundin muss hier weder Burka noch Kopftuch tragen, obwohl sie sich noch in ihrer Heimat in Marokko verschleiern musste. „Wenn man hier in Deutschland arbeitet, geht das nicht. Da muss man sich einfach anpassen“, sagt der 24-Jährige. Frayhar genießt die Religionsfreiheit in Deutschland. „Es wäre nicht gut, wenn man hier – so wie in Belgien – die Burka verbieten würde.“

Frauen, die Burka tragen, würden dann nur noch zu Hause bleiben.“ Am Brill steigen wir aus. Hier in der Innenstadt zieht Mounia eine viel größere Aufmerksamkeit auf sich als in Osterholz. Eine Betrunkene lallt: „Guck dir mal die Mumie an!“ Ein Junge, der an der Hand seiner Mutter läuft, fragt: „Was ist das denn?“ Die Mittvierzigerin antwortet: „Das tragen viele muslimische Frauen. Das ist dort Tradition.“ Auf der Obernstraße stellt ein Iraner jedoch klar, dass das in seinem Heimatland durchaus keine Tradition ist. „Was soll denn das? Ich bin auch Muslim und meine Frau trägt trotzdem keine Burka. Im Koran steht nirgendwo, dass Frauen das sollen.“ Derselben Meinung scheinen auch südländisch aussehende Männer vor Karstadt zu sein, die Mounia von oben bis unten mustern. Auch der Spaziergang über die Sögestraße muss Mounia vorkommen wie ein Spießrutenlauf. Während jugendliche deutsche Mädchen sich nach ihr umdrehen und sie auslachen, blicken ihr

junge Mütter mit finsterer Miene hinterher und ärgern sich, wie eine Frau sich so ihrer Persönlichkeitsrechte berauben lassen kann.

Als Mounia eine Viertelstunde später im Starbucks am Marktplatz ihre Burka auszieht, sind ihre Haare von der Hitze unter dem Ganzkörperschleier nassgeschwitzt. Die Erleichterung steht ihr ins Gesicht geschrieben. Sie strahlt und ist glücklich, dass die Tortur endlich ein Ende hat. Bei einem Kaffee schaut sie wie von einer Zentnerlast befreit in die Nachmittagssonne und resümiert: „Es kam mir vor wie auf einer Kostümparty – allerdings als Einzige verkleidet.“

Die Burka – In Belgien und Kanda verboten

Die Burka ist ein sackartiges, zumeist blaues Gewand, das die Konturen der Trägerin verwischt und keinen Blick auf ihr Gesicht oder ihre Haare zulässt. Die Frau sieht selbst auch nicht viel, da die etwa handgroße Aussparung für die Augen auch noch von einem Stoffgitter bedeckt ist. Um etwas schärfer sehen zu können, ziehen Burka-Trägerinnen den Stoff manchmal mit ihren Zähnen näher zum Gesicht. Unter der Burka wird ein langes Hemd getragen.

Die Beine stecken zumeist in langen, weiten Hosen. Die Schuhe sind grundsätzlich flache und weiche – nicht einmal die Schritte der Frau sollen von Umstehenden wahrgenommen werden. Bis auf ihre Stimme, Körpergröße und -haltung verliert die Trägerin unter der Burka sämtliche individuellen Merkmale. Die Burka ist hinten fast bodenlang, vorn aber etwa bis zur Höhe der Oberschenkel halbrund ausgeschnitten, damit die Trägerin ihre Arme und Hände überhaupt benutzen kann. Wenn Burka-Trägerinnen in der Öffentlichkeit essen – etwa auf einem Markt – geht das nur in der Hocke oder im Schneidersitz: Die Burka wird vorne mit der linken Hand zusammengerafft und umfängt den Körper dann wie ein Zelt; das Essen wird darunter mit der rechten Hand zum Mund geführt.

Die Burka gilt gemeinhin als das Kleidungsstück, in dem sich islamischer Fundamentalismus am auffälligsten ausdrückt. Dabei ist unter Muslimen sehr

umstritten, ob irgendeine Koran-Sure das Tragen der Burka nahelegen könnte. Ursprünglich wurde die afghanische Burka nur in der Stadt getragen. Im Dorf war die Verschleierung unüblich. Bevor die radikalislamischen Taliban das Tragen der Burka in Afghanistan allgemein zur Pflicht machten, war blau dort eine eher seltene Stofffarbe. Die ursprünglich teurere blaue Burka wurde für die Afghaninnen unter den Taliban zu einer der wenigen Möglichkeiten, sozialen Stand anzuzeigen. Das wurde bald auch von weniger wohlhabenden Frauen nachgeahmt, weshalb die meisten Burkas jetzt blau gefärbt werden. Dabei gibt es erhebliche Qualitätsunterschiede, die sich auch im Preis ausdrücken. Die besseren Modelle sind aus Baumwolle oder leichter Wolle und kunstvoll bestickt; die billigen schmucklosen Burkas bestehen aus Kunststoffgewebe – für die Frauen bei Hitze eine zusätzliche Tortur.

Nach dem Ende des Taliban-Regimes wurde die Burka-Pflicht aufgehoben. In Afghanistans Hauptstadt Kabul prägen sie schon längst nicht mehr das Straßenbild. Aber fast alle Afghaninnen bedecken zumindest ihr Haar mit einem Tuch odereinem Schleier. Bei den Schulfädchen ist das weite, weiße Kopftuch Teil ihrer Schuluniform. Heute wird die Burka oft von Bettlerinnen getragen; sie verhüllt also auch Armut. In Belgien und Kanada gilt inzwischen ein Burka-Verbot; in Frankreich, Italien und der Schweiz wird es diskutiert. (joe)

Berliner Setzkasten

Direkt an der Mauer hat die DDR in den 70er-Jahren einen Häuserkomplex errichten lassen. Als Bollwerk gegen die Zentrale von Axel Springer. Ein Besuch bei unseren Nachbarn

Von Daniel Müller und Britta Stuff , Berliner Morgenpost, 15.11.2009

Haus 41, 1. Stock

Unten spielen die Kinder. Es müssen ungefähr 60 sein. Früher waren es doppelt so viele, aber das war, als die Mauer noch stand. Ziemlich groß ist es hier, selbst für 120 Kinder. 960 Quadratmeter drinnen, 2500 Quadratmeter draußen.

Leonore Wüstenberg leitet den Kindergarten und hat schon viele Interviews gegeben, sagt sie, aber mit dem Osten habe das nie was zu tun gehabt. Eher mit Musik. Die Kinder gehören zum Musikkindergarten des Dirigenten Daniel Barenboim, kommen aus 24 Nationen, legen ihre Füße auf Celli, spielen Ukulele oder Orchester, aber ohne Instrumente. Leonore Wüstenberg stammt aus Westdeutschland, und sie sagt, seit sie "Das Leben der Anderen" gesehen hat, fragt sie sich, wo in den Wänden hier wohl Wanzen versteckt sind. Hier sei ja mal die Vorzeigekita des Ostens gewesen. Das habe auch sein Gutes, die Super-Ausstattung zum Beispiel: Kinderwaschbecken, Kinderklos, alles da, alles noch tiptopp.

Haus 46, 19. Stock

Die Madeleine war auch da, also damals in der Kita. Das ist fast 30 Jahre her. Die Madeleine wohnt ja schon lange in München. Ursula Jaedike sagt, die Kinder müssen ja auch aus dem Haus. Damals war das eine ganz andere Gegend hier. Weniger Verkehr, mehr Leute morgens im Aufzug, da hat man sich begrüßt. Unten eine Kaufhalle, zwei Restaurants, "Sofia" und "Prag". Jetzt: Lidl, da geht sie

manchmal hin, ein China-Restaurant, da war sie nie, und dieses Möbelgeschäft, was soll man da? Ist eh kein Platz mehr in der Wohnung. Ursula Jaedike ist 71 Jahre alt und hat ihr gesamtes Leben um sich versammelt. "Nun isses da, das Zeug", sagt sie und meint damit: südamerikanische Göttermasken, Kuscheltiere mit der Aufschrift "Du machst mich verrückt", Nackte aus Gips, Kupferteller, chinesische Vasen. Teppich liegt über Teppich. Ursula Jaedike wohnt hier seit 33 Jahren. Erstbezug.

"Nicht, dass Sie was Falsches denken", sagt sie, "in der Partei war ich nie", und man merkt, dass sie oft danach gefragt wurde.

Die Hochhäuser in der Leipziger Straße wurden in den 70er-Jahren gebaut, direkt an der Mauer, mit Blick auf den Westen. Wer hier eine Wohnung bekam, hatte das Vertrauen der Partei oder war selbst Mitglied. Vier Doppelhäuser, acht Hausnummern, bis zu 25 Stockwerke, fast 2000 Wohnungen, acht auf jeder Etage, jede mit Balkon. Auf eine Neubauwohnung musste man in der DDR lange warten. Auf eine mit Ausblick ewig.

Ursula Jaedike hat ein ganzes Haus in Bernau gegen diese Wohnung getauscht. So lief das damals. Sie war Leiterin des Ein- und Verkaufs beim Altstoffhandel. Wer hier wohnte, war ihr damals egal, aber es gibt viele Gerüchte. Der ehemalige Chauffeur von Honecker, so ein General, ein hohes Tier bei der Stasi, die Schauspielerin Gisela May, die sollen ja heute noch alle hier wohnen. "Viele sind aber auch schon tot", sagt sie.

Ursula Jaedike hat die Vergangenheit in ihrem Gesicht mit grellen Farben überschminkt. Ihr Leben beschreibt sie so: drei Ehemänner, zwei Kinder, jetzt einen Bekannten. Der Bekannte kommt mittags zum Essen und bringt manchmal einen Zehn-Kilo-Sack Kartoffeln mit. Ob nun DDR oder nicht, das Leben sei halt, wie es ist. Damals habe sie sich zwar eingesperrt gefühlt, aber reisen könne sie jetzt auch nicht. Zu teuer. 400 Euro kosten die 72 Quadratmeter, 794 Euro Rente bekommt sie. Beim Essen: das Gleiche. Früher brauchte man Beziehungen, um Bananen oder Gurken kaufen zu können. Heute braucht man Geld. Früher wie heute kann sie nicht alles haben, was sie will. Was ist Freiheit ohne Geld?

Haus 48, Im Fahrstuhl

Die Bonzen haben oben gewohnt, hatte Frau Jaedike gesagt. Also die Parteisoldaten. Wegen des Ausblicks. Manche von ihnen wohnen immer noch dort, sagt man. 26 Sekunden braucht der Fahrstuhl von ganz unten bis nach ganz oben.

Haus 48, 22. Stock

Karsten Knolle würde nie sagen, er sei ein Ossi. Geboren wurde er zwar in Quedlinburg, Sachsen-Anhalt. Doch sein Vater hat ihn, da war er gerade 16, in den Zug gesetzt, "Das Kapital" zur Tarnung in der Tasche, und gesagt: "Junge, sieh zu, dass du rüberkommst." Knolle hat ein Buch über sein Leben geschrieben, mit dem Titel "Ein deutsch-deutsches Enfant terrible?" Er war Journalist, nach der Wende Landtagsabgeordneter im Kreis Quedlinburg, dann Europaabgeordneter und lange bei der Bundeswehr. Am Revers trägt er das Ehrenkreuz der Bundeswehr in Gold.

Knolles Stil könnte man hanseatisch nennen. Er sieht aus, als wolle er gleich segeln gehen oder eine Rede zur Lage der Nation halten oder einen Apfelbaum pflanzen. Er ist 70 Jahre alt.

Karsten Knolle, CDU-Mitglied, sagt Sätze wie: "Die Angela Merkel ist in der CDU immer noch die Neue. Die ist doch da nicht groß geworden." Oder: "In der DDR gab es doch nichts, was irgendwie reizvoll war." Als die Mauer fiel, war er im Bundestag, als Journalist. Jemand unterbrach die Sitzung und sagte: "Die stürmen gerade in Berlin die Mauer." Die Abgeordneten standen auf, sangen die Nationalhymne. Auch Knolle stand auf.

Vor acht Jahren kaufte er sich eine Wohnung in der Leipziger Straße, drei Zimmer, 90 Quadratmeter. Hier sei die Mitte Berlins und deshalb auch die Deutschlands, sagt er.

Er sitzt auf dem Ledersofa, in den Regalen dicke Bücher, an den Wänden Kunst, hinter Glas: Berlin. Der Blick aus dem Fenster ist unwirklich, und so weit oben man auch ist, die Stadt reicht dennoch bis zum Horizont.

Im Flur grüßt er manchmal dieses und jene hohe Tier von damals. Er kommt mit ihnen gut aus. Doch Knolle glaubt, das Land werde erst wirklich wiedervereinigt sein, wenn die Kinder der heutigen Kinder was zu sagen haben. Er sagt, das Trennende sei leider Teil der menschlichen Natur. Wenn ihm jemand sage, er komme aus Bonn, würde er auch als Erstes fragen: Welche Rhein-Seite? Sonnen- oder Schattenseite?

Haus 48, 22. Stock

Frank Berlin wohnt direkt neben Karsten Knolle. Fotografiert werden will er nicht. Das sei ja eine Sache, mit jemandem von Springer zu sprechen, eine andere, sich fotografieren zu lassen. Er sieht rüber, auf das Springer-Gebäude, das die Häuser in der Leipziger Straße einst verdecken sollten. Springer baute sein Nachrichtenhaus direkt an die Mauer. Und die DDR baute einen Sichtschutz. Frank Berlins Leben hat zwei Phasen, die man nicht vermischen kann, wie Öl und Wasser.

Vor der Wende: Bauleiter, ganz am Schluss Stellvertretender Hauptdirektor im Wohnungsbaukombinat. 1970 Parteieintritt. Er sagt, er habe immer an den Sozialismus geglaubt, außerdem habe er nicht den Helden spielen wollen.

Nach der Wende: Da kamen die Westdeutschen, so als sei man ein Negerstamm, dem man mit ein paar Glasperlen die Frauen abkaufen kann. Da kamen dann Leute im geborgten Mercedes und mit Funktelefon. Und immer diese nervende Arroganz: Marktwirtschaft kennen die doch gar nicht.

Irgendein Haus, irgendein Stockwerk

Klingeln. Bitte reinkommen. Mann. Ende 70. Hager. Dirigentenfrisur. Erstbezug. Parteisekretär. Eine Ehre, in diesem Haus wohnen zu dürfen. "Wie fühlen Sie sich jetzt im wiedervereinigten Deutschland?"

"Der Sozialismus war richtig. Die BRD der Unrechtsstaat, nicht die DDR."

"Nun ja. Stasi. Mauer-Tote. Keine freien Reisen. Ist das nicht eher ein Unrechtsstaat?"

"Ich lasse mir doch nicht von einem Wessi-Schnösel meine DDR madig machen."

Raus.

Draußen

In der Leipziger Straße ist man eigentlich nur, wenn man hier wohnt oder arbeitet. Früher war die Gegend mal belebt, heute ist sie ein bisschen ein Niemandsland, eingeklemmt zwischen der Friedrichstraße mit ihren Luxusläden und dem Gendarmenmarkt mit seinen Touristen. Niemand lässt sich vor den Häusern der Leipziger Straße fotografieren, dann lieber ein paar Meter weiter am Checkpoint Charlie oder am Alexanderplatz. Die Häuser ragen in den Himmel, aneinandergereiht wie riesige Dominosteine.

Haus 41, 15. Stock

Die alten Leute lernt er eigentlich nicht kennen. Manchmal sieht man sich im Trocknerraum. Oder man hört: Da wohnt der-und-der, wusstest du das schon? Uli Uphaus (39) ist Landschaftsarchitekt und stammt aus Osnabrück. Er wohnt seit neun Jahren in der Leipziger Straße, weil die Altbauwohnungen im Prenzlauer Berg so cool sind, dass es wieder unangenehm wurde. Seither musste er zwei, drei Mal Interviews geben und erklären, warum zum Teufel junge Menschen in Plattenbauwohnungen ziehen. Er mag es hier. Ein paar Etagen höher wäre nicht schlecht, aber da wird selten etwas frei.

Irgendein Haus, irgendein Stockwerk

Wolfgang Schwanitz, ehemaliger stellvertretender Minister für Staatssicherheit, soll hier leben. Auf den Klingelschildern steht er nicht. Wo er wohnt, weiß kaum jemand. Und wer es weiß, mag es nicht sagen.

Haus 41, 18. Stock

Manchmal fühlt er sich noch überwacht. Er durfte Dienstreisen in den Westen machen und hat dabei manchmal seine Tante in Tempelhof besucht. Aber bitte schreiben Sie das nicht. Das durfte man ja nicht.

Jochen Fischer ist 74, mit 16 trat er der SED bei, hat mehr als 20 Jahre für das "Neue Deutschland" gearbeitet. Als Agrarjournalist. Er mag das neue Deutschland, aber er vermisst die Flurfeste und den Zusammenhalt auf der Etage.

Haus 46, 14. Stock

110 000 Euro hat Vessela Posner für 72 Quadratmeter bezahlt. Viel Platz, wenig Geld. Sie wohnt gegenüber, aber hier hat sie ihr Atelier. Sie liebt den Ausblick. Aus drei Räumen hat sie zwei gemacht. Sie malt große Ölbilder, viele Schichten übereinander. Von der Kunst kann sie gut leben. Sie trägt einen Blaumann und einen roten Afro. Sie hat sich ein Bild von ihrem Haus gemacht: Unten wohnen noch viele Alte oder Migranten, in der Mitte wohnen die jungen Leute, direkt neben ihr zum Beispiel ein schwules Paar, und oben, da seien die Anzugträger, die mit Geld und eben die Bosse von damals.

Vessela Posner ist keine dieser Künstlerinnen, die glaubt, Tierblut verspritzen zu müssen. Kunst sei Arbeit. Sie stammt aus Bulgarien, und als sie das erste Mal in Berlin war, noch vor der Wende, dachte sie: In diese grässliche Stadt willst du nie wieder. Kommunismus hattest du schon genug. Sie lebte in Brüssel, in Paris.

Heute liebt sie Berlin. Hier passiere so viel. Viele Künstler. Jeder kann einfach sein, wie er ist.

Zwischen den Häusern

Es ist bereits kalt, aber sie sitzen dennoch auf der Parkbank. Namen tun nichts zur Sache. Sie fühlen sich von den jungen Leuten im Fahrstuhl manchmal schief

angeguckt. Aber die waren damals ja auch nicht dabei. In der DDR war zwar nicht alles okay. Aber man hatte nichts anderes damals.

Irgendein Haus, irgendein Stockwerk

Oben wohnt der Reiche, und seine Wohnung soll unglaublich sein. Mehrere hat er zusammengelegt, Wände einreißen lassen, Innenarchitekten waren am Werk. Ein Loft soll das sein wie aus "Schöner Wohnen". Zeigen will er es nicht. Er will keinen Neid.

Haus 48, 22. Stock

Frank Berlin sagt, es sei einfach ungerecht: "Jeder Gewaltverbrecher bekommt heute eine Chance, aber wenn einer Pförtner bei der Stasi war, dann ist das unverzeihlich. Ich will die Leute nicht in Schutz nehmen. Aber man kann nicht alle über einen Kamm scheren."

Er sagt, es war verrückt hier zu leben, man konnte die Uhrzeit am Roten Rathaus und am Schöneberger Rathaus gleichzeitig ablesen.

Er wollte Deutschland immer geeint sehen. Aber er hatte gehofft, es wird sozialistisch.

Haus 41, 1. Stock

Unten spielen die Kinder. Sie sind zwischen zwei und fünf Jahren alt. Eine Mauer sehen sie nicht. Das ist nun wirklich auch 20 Jahre her.

Er ist draußen

Gero W. lebt auf der Straße - und eckt an: bei der BVG, in Bahnhöfen und Geschäften. Die Folge sind regelmäßige Strafanzeigen. Die Staatsanwaltschaft prüft nun gar die Einweisung in die Psychiatrie, zum Schutz der Allgemeinheit. Doch ist das wirklich die Lösung?

Von Plutonia Plarre, Die Tageszeitung, 21.07.2010

Bepackt mit Tüten und Taschen schleppt sich ein Mann die Treppe im Kriminalgericht Moabit hoch. Seine Haare sind strubbelig, die Unterarme vom Drogenspritzen vernarbt, er hat kaum noch Zähne, riecht nach Alkohol. Später, im Gerichtssaal, wird der 50-Jährige auf die Frage des Richters nach seiner Adresse sagen: "OFW". Ohne festen Wohnsitz. Gero W. lebt auf der Straße. Er schläft auf Parkbänken, holt sich sein Essen bei Hilfseinrichtungen. In vielen Geschäften, Shopping Malls und Bahnhöfen wird er nicht geduldet. Aber W. ist davon unbeeindruckt: Er lässt sich keine Vorschriften machen. Schon gar nicht lässt er sich diskriminieren, weil er ein "Assi" ist, wie er sich selbst nennt. Dann wehrt er sich lautstark und wird seinerseits beleidigend.

Wiederholt ist Gero W. deshalb zu Geldstrafen und Freiheitsstrafen zur Bewährung verurteilt worden. Aber auch das fruchtet nicht. Was also tun mit einem Mann, der unbelehrbar ist und deshalb regelmäßig vor dem Kadi landet? Die Staatsanwaltschaft geht bis zum Äußersten: Sie hat den Mann auf seinen Geisteszustand begutachten lassen, nun droht sie mit der Einweisung in die geschlossene Psychiatrie. Darum geht es an diesem Freitag im Juli, an dem W. im Kriminalgericht mit seinen Tüten die Treppe hochsteigt.

Diesmal muss er sich wegen sechs Sammelklagen aus den Jahren 2007 bis 2009 verantworten: Hausfriedensbruch, versuchte Körperverletzung, Bedrohung, Beleidigung. Die Vorwürfe sind banal, verglichen mit dem, was W. droht. X-mal soll er private Sicherheitsbedienstete, BVG-Mitarbeiter und Polizisten als "faschistoide Lümmels" beleidigt haben. Zum Beispiel am 25. Dezember 2007 auf dem U-Bahnhof

Kurfürstenstraße. Um acht Uhr morgens hatte W. dort versucht, eine Pfandflasche aus dem Gleisbett zu holen und zwei Sicherheitsleute, die ihn des Bahnhofs verwiesen, als Nazis betitelt. Oder am 5. Oktober 2007 kurz vor Betriebsschluss. Er weigerte sich, den U-Bahnhof Leopoldplatz zu verlassen, und soll versucht haben, einen Sicherheitsbediensteten zu beißen. Ein anderes Mal soll er eine BVG-Busfahrerin als "Mufty und scheiß türkische Frau" beschimpft haben. Und der Discounter Aldi zeigte ihn wegen Diebstahls an, weil er im Laden eine Tube Sonnencreme geöffnet und sich damit das Gesicht eingeschmiert habe.

Gero W. ist seit 26 Jahren drogenabhängig, seit 13 Jahren wird er substituiert. Er raucht zwei Schachteln Zigaretten am Tag, schluckt Tabletten und trinkt Bier. Er leidet unter Magengeschwüren. Kurzum: Er ist körperlich ein Wrack. Einst hat er Jura studiert, ist aber zweimal durchs Staatsexamen gefallen. Eine "gescheiterte Liebesbeziehung" macht er für seine Heroinsucht verantwortlich. Er dealte, wurde erwischt, saß drei Jahre im Knast Tegel. Seit 2005 lebt er in Berlin auf der Straße. In ein Obdachlosenheim zu ziehen lehnt er ab. Schließlich stehe er außerhalb jeglicher Gemeinschaft und habe mit dem "ganzen Pack" dort nichts zu tun. In den Tüten und Taschen, die er stets bei sich hat, befinden sich vor allem Bücher und Zeitschriften. W. liest viel, auch englische Texte.

In dem von der Staatsanwaltschaft in Auftrag gegebenen psychiatrischen Gutachten heißt es: Im Grund genommen sei W. ein zutiefst einsamer Mensch, der nicht zugeben wolle, dass er unter seiner Situation leide. Wenn ihm seine Lebensführung von anderen vor Augen geführt werde, verteidige er diese trotzig bis aggressiv. Eine Unterbringung von Herrn W. sei "durchaus diskussionswürdig", schreibt die Gutachterin. "Eine endgültige Stellungnahme behalte ich mir für die Hauptverhandlung vor."

W. kennt das Gutachten. Als die Staatsanwältin die Anklageschriften verliert, rutscht er unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Seine Taschen sind auf dem Boden verstreut. Die einzigen Zuschauer im Saal sind zwei Justizbedienstete. Sie haben den Obdachlosen im Portal an der Sicherheitsschleuse abgeholt. Andere Beamte hatten dort den Inhalt von W.s Gepäck und die Hosentaschen mit spitzen Fingern durchsucht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Einer hatte sich dafür eigens Handschuhe angezogen. W. kommentierte das Prozedere mit beißendem Spott, ließ es aber beim Ausdruck "Lümmels" bewenden. Als sie ihm aber seine drei vollen Bierflaschen abnehmen wollten, krakeelte er aus vollem Halse. Ruhe gab er erst, als ihm bescheinigt wurde, dass er sein Bier beim Verlassen des Gerichtsgebäudes zurückbekommt.

Auch die beiden Justizbeamten hinten im Saal tragen Handschuhe. Im Saal ist es brütend heiß. Die Staatsanwältin verliert die Anklage und dass W. einen BVG-Beamten zu beißen versucht habe. Die Beamten gucken sich entsetzt an. W. springt auf. "Wie kann ich mit sechs Zähnen im Mund beißen?", schreit er empört. Wenn ihm vermeintliches Unrecht geschieht, mobilisiert der schwächliche Mann ungewohnte Kräfte. Die Beamten hätten ihn angegriffen, nicht er sie. "Einer hat mir in die Niere getreten. Dafür habe ich ein ärztliches Attest."

Er bestreitet alles, nur eines nicht: Zu den "faschistoiden Lümmels", sagt er triumphierend, "stehe ich". Er werde als Untermensch behandelt, sei für alle der Fußballtreter. In Wedding und Kreuzberg gebe es nur noch drei Läden, in denen er kein Hausverbot habe. "Ständig werde ich von diesen faschistoiden Lümmels drangsaliert. Das sind deklassierte, ungebildete kleine Arschlöcher, die kühlen ihr Mütchen an Leuten wie mir."

W.s Waffe ist seine Intelligenz. Damit überrascht er sein Gegenüber immer wieder. Nach dem Motto: Ich sehe zwar nicht so aus, aber täuscht euch mal nicht, ich kriege genau mit, was hier läuft. Er stellt sich gern als Opfer einer vorurteilsbehafteten Gesellschaft dar.

Manchmal redet W. sich in Rage, wie jetzt im Gerichtssaal. "Herr W., reißen Sie sich zusammen", versucht der Richter ihn zu mäßigen. Vergebens. Die Verhandlung wird unterbrochen. Der Richter will sich mit der Staatsanwältin, der psychiatrischen Sachverständigen und W.s Verteidiger beraten.

Der Angeklagte muss vor die Tür, die beiden Wachtmeister mit den Handschuhen folgen ihm. W. will rauchen. Das ist im Gerichtsgebäude verboten. Eskortiert von den Beamten geht es in den Keller und dann in einen gekachelten Hof, der aussieht wie ein Gefängnishof. Die Beamten warten schweigend. Gero W. zieht

zweimal an seiner Kippe. Dann tritt er sie aus. "Gehen wir zurück", sagt er leise. Er wirkt wie verwandelt, unsicher und anlehnungsbedürftig. Das Verfahren stresst ihn, und die "stummen Lümmels" machen ihm Angst. Warum sind sie da, fragt er sich. Damit er nicht abhaut, falls er in die Psychiatrie soll?

Trotzdem kommt der Spott wieder durch. Er belustigt sich über seinen beleibten Pflichtverteidiger und spricht abfällig vom "Drei-Zentner-Trump". Dabei bemüht sich der Anwalt wirklich um ihn. Dem jungen Richter unterstellt er, ein Karrierejurist zu sein, der mit ihm kurzen Prozess machen will, um "mit seinem Kleinwagen schnell in die nicht bezahlte Eigentumswohnung abdüsen" zu können.

Im Saal zeigt die Justiz Menschlichkeit. Die Einweisung in die Psychiatrie "will hier keiner", stellt der Richter klar. W. atmet auf. "Was aus Ihrem Leben geworden ist, können wir nicht nachvollziehen", sagt die Staatsanwältin in ihrem Plädoyer. "Vielleicht ist manches auch schicksalhaft." Aber kein Mensch müsse sich als Nazi beleidigen lassen. W. sei intelligent genug, um das zu wissen. Sein Verteidiger sieht das anders. Eine Gesellschaft müsse es aushalten, dass W. "ein wenig gegen die Spur" steuere. Nicht W. sei eine Gefahr für die Gesellschaft, die Gesellschaft sei eine Gefahr für ihn.

Fünf Monate auf Bewährung lautet das Urteil. W. kramt da schon seine Taschen zusammen und hört kaum noch zu, als der Richter ihm von einem Mann erzählt, der betrunken auf die Autobahn gelaufen ist und überfahren wurde. "Ich hoffe, dass Ihnen so ein Schicksal nicht droht."

Auf dem Gang hat W. längst wieder Oberwasser. "Sie waren gut. Aber wir gehen in Berufung", weist er seinen Anwalt an. Das nächste Urteil werde bestimmt nicht besser, wendet der Verteidiger ein. "Sie müssen doch auch Ihr Geld verdienen", sagt Gero W. gönnerhaft.

Die Wachtmeister mit den Handschuhen kommen kaum hinterher, so schnell läuft er zum Ausgang. Dort wartet auf ihn sein Bier.

„Sie war der Teufel, der mir das Leben zur Hölle gemacht hat“

Erich Scheuch kam Anfang 1961 als Fünfjähriger ins Kinderheim Sülz, wo er bis Ende 1969 blieb. Dem "Kölner Stadt-Anzeiger" berichtet er von schlimmsten Misshandlungen durch seine Erzieherin, die inzwischen verstorben ist. Zeugen, die damals auch im Heim lebten, bestätigen das "Klima aus Angst und Terror"

Von Detlef Schmalenberg, Kölner Stadtanzeiger, 16.04.2010

Das Geschöpf steht mit hassverzerrtem Gesicht am Fußende meines Bettes. Es ist gekommen, um mich zu holen, hat Hörner, Klauen, einen Schwanz und ist umgeben von einem riesigen Feuermeer. Als ich näher hinschaue, erkenne ich, dass das Monster, das aussieht wie der leibhaftige Teufel, meine Erzieherin ist. Anstatt mich zu verbrennen, setzt sie mir kleine gefräßige Käfer auf den Oberschenkel. Die bohren sich durch die Haut und fressen sich bis zur Fußspitze vor. Das Monster lacht und ich schreie vor Schmerzen. Dann wache ich auf.

Alpträume wie dieser sind es, die mich bis heute verfolgen. Manchmal werde ich erst wach, wenn meine Frau mich rüttelt. Du hast wieder geschrien, sagt sie dann. Was genau ich gerufen habe, versteht sie meist nicht. Nur dass es auch immer wieder "Nein, Nein, Nein" gewesen ist.

Frau W. war meine Gruppenmutter im Kinderheim Sülz. Fast acht Jahre lang. Sie war der Teufel, der mir das Leben zur Hölle gemacht hat. Sie hat mich gehasst, fast zu Tode gequält. "Am besten sollte man ihn ersäufen, dann wird er dem Steuerzahler nicht mehr auf der Tasche liegen", hat sie über mich gesagt. Wie mir ist es vielen Kindern ergangen. Wenngleich die meisten vielleicht nicht so schlimm misshandelt wurden wie ich.

Weil meinen Eltern, die Alkoholiker waren und kriminell, die Elternschaft aberkannt wurde, kam ich als Fünfjähriger ins Heim. Ich wurde nicht nur geschlagen, sondern brutal verprügelt, fast täglich. Die Hände hat W. dafür schon früh nicht mehr

benutzt. Holzlatschen, Bügel, Handfeger, abgebrochene Stuhlbeine oder Stuhllehnen und Äste, die sie von Spaziergängen mitbrachte: Ihr war nur wichtig, dass es wehtat. Bevorzugt hat sie mich dafür in einen kleinen Abstellraum geschleift. Im Schnitt hat sie dort einmal im Monat so hingelangt, dass ich bewusstlos wurde. In sieben Jahren müsste das dann 84-mal der Fall gewesen sein. Dabei hat sie mir unter anderem ein Schienbein, ein Sattelgelenk und ein Schlüsselbein gebrochen. Von den zahlreichen Narben gar nicht erst zu sprechen. Wenn ich dann die Frechheit besaß, den Boden voll zu bluten, musste ich das Blut mit einem Handtuch wegwischen und dieses anschließend mit Seife, Ata und Wasser solange waschen, bis es wieder sauber war. Und manchmal musste ich die Kleidung trocken bügeln oder ich musste sie nass wieder anziehen.

Als Kind hatte ich das Gefühl, es ist richtig, dass sie mich schlägt. Sie hat mir eingebläut, dass ich schlecht bin und in die Hölle komme. "Du bist von Geburt an schon schlecht", hat sie immer wieder gesagt. "Du kommst in die Hölle, wirst bestraft für deine Sünden und verbrennen." Deshalb habe ich gedacht, ich bin eben so, ich habe es nicht besser verdient.

Heute noch bricht mir manchmal der linke Daumennagel in der Mitte ab. Eine Nachwirkung ihres Versuchs, mir das Schreiben mit der linken Hand abzugewöhnen. Weil ich es immer wieder heimlich versuchte, legte sie meine Hand in einen Türrahmen. Sie wollte die Finger zur Strafe einklemmen. Doch kurz bevor die Tür zuschlug, zog ich die Hand reflexartig zurück, wurde aber noch am Daumen erwischt. Wie häufig drosch W. auf mich ein, bis ich mich nicht mehr bewegte. Einige Tage später war mein Daumen tiefblau und der Nagel locker. Da hat sie eine Zange genommen und ihn abgezogen. Das Blut hat gespritzt und vor Schmerz und Überraschung habe ich anfangs noch nicht einmal weinen können.

Warum sie mich so extrem behandelt hat? Vermutlich, weil sie es sich erlauben konnte. Da war kein Angehöriger, dem gegenüber sie die Verletzungen und blauen Flecke hätte erklären müssen. Meine Mutter ist in acht Jahren nur viermal zu Besuch gekommen, mein Vater nie. Nur mein Opa war häufiger da. Doch als der sich über die

Misshandlungen beim Jugendamt beschwerte, durfte er mich monatelang nicht mehr besuchen.

Ab dem ersten Schuljahr musste ich morgens vor Unterrichtsbeginn und abends vor dem Schlafengehen die Waschräume der Jungen und Mädchen sowie das Badezimmer der Erwachsenen putzen. Waschbecken und Toiletten scheuern und anschließend trocken polieren. Wenn ich morgens nicht fertig wurde, musste ich ohne Frühstück in die Schule. Da meine Lehrerin meinen knurrenden Magen hörte, gab sie mir regelmäßig von ihren Broten etwas ab. Als W. davon erfuhr, musste ich mittags so viel essen, bis ich alles erbrach. Das Erbrochene musste dann natürlich wieder runter. Wenn ich das nicht wollte, stopfte sie es mir mit einem Löffel in den Mund. Wenn ich diesen nicht sofort öffnete, hielt sie mir die Nase zu, so dass ich reflexartig nach Luft japste. Damit ich nichts ausspuckte, drückte sie mit der anderen Hand mein Kinn nach oben. Das hat sie mit vielen Kindern so gemacht, beispielsweise, wenn sie eine heiße Suppe nicht sofort essen wollten.

Wenn die W. uns geschlagen, gedemütigt oder extrem kalt und heiß abgeduscht hat, hat sie immer gegrinst. Dieses Grinsen ist es, dass ich nie vergessen werde. "Du Waschlappen, stell´ dich nicht so an", hat sie dann meistens gesagt. Auch wenn ich im Bett den Kopf nicht zur Wand gedreht hatte, gab es Schläge. Und wenn ich im Schlaf mit dem Kopf hin und her gewackelt habe, weckte sie mich auf. Dann musste ich auf drei Hockern schlafen, die ich selber zusammenstellen musste. Manchmal legte W. mich auch in den Flur vor das Zimmer, in dem sie selber schlief.

Morgens weckte sie mich mit Tritten gegen den Kopf oder Oberkörper. Ab und zu musste ich zur Strafe auch in der Badewanne schlafen. Dann kam es vor, dass sie mitten in der Nacht den Wasserhahn aufdrehte und ich mit nassem Schlafanzug und Plümo schlafen musste.

Wenn ich dringend zur Toilette musste, ließ sie mich häufig lange warten. Das hat sie bei vielen Kindern so gemacht. Wenn wir uns vor Schmerzen krümmten, lachte sie und bezeichnete uns als Waschlappen. Nachdem wir dann ins Bett oder in die Hose gemacht haben, mussten wir stundenlang mit feuchter Hose oder Betttuch im Flur stehen. Manchmal zeigte sie sogar die Unterhosen rum mit der Behauptung, derjenige

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sei zu dumm, sich richtig abzututzen. Überhaupt war sie der Meinung, dass man nur zur Toilette sollte, wenn sie es bestimmte. Gelegentlich sogar dann, wenn man gar nicht musste. In der Angst, sie schickt mich irgendwann auf die Toilette, und ich kann dann nicht, habe ich schon freiwillig stundenlang eingehalten. Ob ich heute eine Erklärung dafür habe, wieso sie das getan hat? Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. Ich frage mich nur, ob es damals ein Lehrbuch für Erzieher gab, wie breche, erniedrige und demütige ich Kinder. Denn auch in anderen Gruppen des Heimes ist geprügelt und gequält worden, auch der Pastor hat brutal zugelangt. Der hatte extrem harte Hände. Wenn er zuschlug, war das so, als ob man von einer Bratpfanne getroffen wird. Wenn die Kinder dann meterweit flogen, war er auch noch stolz darauf. Geholfen hat uns damals niemand. Aber die Nachbarn müssen doch die Schreie gehört haben! Die müssen doch was gemerkt haben!

Einmal erinnere ich mich, wie wir im Winter mit kurzer Hose im Beetvovenpark spazieren gegangen sind. Ich hatte blutige Risswunden an den Beinen, weil W. mich am Tag zuvor mit einem Ast geschlagen hatte. Ich sehe noch die Gesichter von den Spaziergängern, die an uns vorbeigingen. Wenn ich könnte, würde ich diesen Leuten noch heute ins Gesicht schreien wollen.

Warum habt ihr nichts getan oder wenigstens etwas gesagt? Weggeschaut habt ihr, verschämt eure Gesichter weggedreht. Könnt ihr euch noch daran erinnern? Oder war es euch egal und ihr habt es einfach vergessen, weil es unwichtig für euch war? Denn es waren ja nicht eure Kinder. Mein Zufluchort in dieser Zeit war die Schule, die im Erdgeschoss des Heimes lag. Dort habe ich mich sicher gefühlt. Die Lehrer haben mir, wenn überhaupt, nur ab und zu mal eine Ohrfeige gegeben. Das war mein Glück, denn 24 Stunden am Tag hätte ich den Terror wohl nicht ausgehalten, wäre endgültig daran zerbrochen. In den Unterrichtspausen jedoch durfte ich nicht auf den Schulhof. Musste rauf zu W., die mich dann meist in die Ecke stellte oder prügelte, bis es zur nächsten Stunde klingelte.

Als ich zwölf Jahre alt war, bin ich in ein anderes Heim verlegt worden. Dort war es auch streng, aber bei weitem nicht so schlimm wie am Sülzgürtel. Mit 16 habe ich dann den Realschulabschluss geschafft. Als ich mich mit 18 Jahren selber einmal

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

beim Jugendamt wegen der Zeit in Sülz beschwert habe, wurde mir der Mund verboten. Die Beamtin sagte, ich würde doch nur lügen, und drohte, dass man mich in ein Irrenhaus stecken würde, wenn ich keine Ruhe geben würde.

Das habe ich für bare Münze genommen. Aus Angst, in der Psychiatrie womöglich wieder einem Sadisten ausgeliefert zu sein, habe ich geschwiegen. Meine Wut wandelte sich in Resignation. Denn zu dieser Zeit galten Heimkinder doch als dumm, kriminell und asozial. Dir glaubt sowieso keiner, dachte ich. Auch gegenüber meiner Frau, die ich 1986 im Alter von 30 Jahren geheiratet habe, habe ich lange Zeit nur Andeutungen über meine Kindheit gemacht.

Ob ich W. verzeihen kann? Nein, unmöglich. Wenn sie heute noch leben würde, würde ich fluchtartig den Raum verlassen, den sie betritt. Nicht weil ich sie sonst angreifen würde oder so. Sondern um Distanz zu Raum verlassen, den sie betritt. Nicht weil ich sie sonst angreifen würde oder so. Sondern um Distanz zu schaffen, räumlich, die Qualen wären sonst zu groß für mich. Das könnte ich nicht ertragen. Ich bin heute noch nicht einmal in der Lage, nur in die Nähe des Heims zu gehen. Sobald ich mich in Sülz oder Klettenberg aufhalte, kommt mir alles dunkel und unheimlich vor. Als ob ich in ein tiefes seelisches Loch fallen würde. Selbst wenn ich am ehemaligen Jugendamt vorbeifahre, das in der Nähe des Rudolfplatz lag, wühlt mich das auf. Ich brauche dann Tage, um mich innerlich wieder zu beruhigen. Einige meiner Leidensgenossen haben wegen des Traumas ihrer Kindheit Selbstmord begangen. Wieso gerade ich es geschafft habe, trotz allem ein relativ normales Leben zu führen? Ich wollte meiner Peinigerin zeigen, dass ich eben kein Versager und Verbrecher bin. Keinesfalls wollte ich so werden wie mein krimineller Vater. Und wenn ich absacke und ins Gefängnis komme, dann werde ich dort wieder gequält, fürchtete ich.

Als ich 16 Jahre alt war, habe ich die W. zufällig in der S-Bahn wiedergetroffen. Sie hat getan, als ob nichts passiert wäre. Ich bin wie ferngesteuert hingegangen und habe gesagt: "Wenn du jetzt nicht an der nächsten Station aussteigst, bist du tot." Sie ist dann auch wortlos ausgestiegen. Ein älterer Mann hat mich danach gefragt, was sie mir angetan hätte. Der hat in meinen Augen gesehen, wie ernst es mir war. Und hat

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

bemerkt, wie ich am ganzen Körper zitterte und bebte. Aber ich konnte nicht antworten, in mir war nur die tiefe Wut.

Ganz normale Helden

Nach dem Amoklauf am 11. März 2009 in Winnenden sind viele Nothelfer über ihre Grenzen gegangen: Eine Würdigung am Beispiel der Polizei

Von Peter Schwarz, Waiblinger Kreiszeitung, 11.03.2010

Bei allem Entsetzen, aller Trauer, die der 11. März 2009 über die Menschen gebracht hat: Es gab Gegen-Erfahrungen der Menschlichkeit. Sie sind den vielen Helfern zu danken, die im Einsatz für andere über ihre Grenzen gingen. Zum Beispiel: die Polizei und ihre drei Beamten, die als erste zum Tatort eilten.

Ernstfall

Die ersten drei

Tobias Obermüller, Polizeihauptkommissar, 41 Jahre alt.

Thomas Schnepf, Polizeihauptmeister, 50 Jahre alt.

Sebastian Wolf, Polizeikommissar, 29 Jahre alt.

Am Morgen des 11. März sitzen sie beisammen und planen die Streifendiensterteilung. Eine erste Tour haben sie schon hinter sich, seit 6 Uhr sind sie unterwegs. Es ist ruhig im Winnender Stadtrevier, ein sonniger Tag. Aus der Notrufzentrale in Waiblingen kommt eine Meldung: „Amoklauf in der Albertville-Realschule.“

Vermutlich ein Fehlalarm, das kommt vor. Auch bei „Banküberfällen“ stellt sich oft heraus, dass bloß eine Putzfrau versehentlich einen roten Knopf gedrückt hat.

Obermüller lässt einen Schrei los, Kollege Wolf, der sich auf der Toilette die Hände wäscht, hört „irgendwas mit Amoklauf“ und stürmt heraus, Kollege Schnepf schlüpft in seine Jacke. Während der Fahrt fangen sie einen weiteren Funkspruch auf, zwei Verletzte, heißt es. Es könnte doch ein Ernstfall sein.

Sie tasten sich nicht bedächtig vor, so viel Zeit wollen sie nicht verlieren, sie parken direkt vor der Schultür: auf dem Präsentierteller. „Maximales Risiko“, werden Polizeianalytiker später sagen.

Und nun müsste ihnen eine schreiende Menge in panischem Durcheinander entgegenschwappen, so sehen es die einschlägigen Polizei-Szenarien vor, so war es an der Columbine Highschool. Aber es ist alles ganz ruhig. Doch falscher Alarm?

Sie betreten das Gebäude: ein Flur zur Rechten, ein Flur zur Linken, eine Treppe, eine Galerie, tote Winkel; und Türen, Türen, Türen. Sie tasten sich vorwärts, einander Schutz gebend, in einem eingeübten Bewegungsmuster. Sie müssen in der Lage sein, gedankenschnell zu handeln – und tausend Dinge abzuwägen: Was, wenn sie schießen – und eine der Polizeikugeln durchschlägt eine dünne Leichtbauwand und tötet einen Unschuldigen? Was, wenn plötzlich einer mit einer Pistole auf sie zustürzt – und es ist ein Lehrer, der den Amokläufer entwaffnet hat? Auch wenn die Nerven wie wundgescheuert sind: Sie dürfen unterm Anspannungsschmerz nicht zucken.

Aus den Funkgeräten knistern Satzketten mit wechselnden Personenbeschreibungen, der Täter sei schwarz gekleidet, er trage einen Flecktarnanzug, er sei um die 20, er sei 30, er habe einen Vollbart, nein, Koteletten. Kann das überhaupt einer sein? An der Columbine waren es zwei.

Manchmal reißt der Funkkontakt ab, nur noch ein Rauschen ist zu hören. Digitalfunk? Das Land hat dafür bislang kein Geld übrig gehabt.

Sie hören Schüsse. Oben an der Treppe ist für Sekundenbruchteile schemenhaft eine Gestalt zu erkennen. Eine Kugel jagt dicht am Kopf von Wolf vorbei.

Sicher, sie haben Schutzwesten an, aber 60 Prozent des Körpers bleiben unbedeckt, auch der Kopf – und der geriete, falls sie nun die Treppe hochzugehen wagten, als Erstes ins Schussfeld. Schutzhelme? Gehören genauso wenig wie Digitalfunk zum Ausrüstungsstandard, den die Politik ihnen zubilligt.

Sie überwinden dennoch Stufe für Stufe.

Als sie oben sind, ist kein Täter in Sicht. Auf dem Gang liegen Tote.

Der Schütze ist weg. Er musste sein Mordtreiben abbrechen und ist aus der Schule geflohen vor den Beamten.

Tobias Obermüller, Thomas Schnepf, Sebastian Wolf: Am Morgen des 11. März haben sie vielen Menschen das Leben gerettet, indem sie ihr eigenes in die Waagschale warfen.

Training

Wie die Polizei sich vorbereitet hat

Helden: Das ist ein großes Wort. Obermüller, Schnepf und Wolf sind sturznormale Polizisten. Einer liegt ein paar Kilo über dem Athletengewicht, einem anderen ist anzuspüren, dass er jetzt lieber im vertrauten Streifenwagen säße als beim beklommen machenden Gespräch mit Pressemenschen und Vorgesetzten. Helden? Bei dem Wort rutschen sie unwohl auf dem Stuhl herum.

Und doch haben sie getan, was sie getan haben. Warum? Es gibt darauf zwei Antworten.

Für dramatische Interventionen in zugespitzter Lage – Geiselnahme, Bankraub – hat die Polizei Spezialeinsatzkommandos: sorgsam ausgewählte Profis, körperlich extrem durchtrainiert, mental außerordentlich belastbar, besonders geschult, vorzüglich ausgestattet. Ausnahmesituationen sind ihr Berufsalltag.

Als aber die Analytiker frühere Amokläufe sezierten, erkannten sie: Hier gilt es, „sehr, sehr schnell zu intervenieren“, sagt der Waiblinger Polizeidirektor Peter Hönle. Zu warten, bis das SEK angereist ist, hieße, viele Tote in Kauf zu nehmen. Die erstbesten Polizisten am Tatort müssen versuchen, dem Mörder in den Arm zu fallen.

Die Polizeidirektion Waiblingen hat aus dieser Erkenntnis schon vor Jahren die Konsequenz gezogen: Auch wenn so ziemlich jedes Revier unter Personalknappheit und Massen von Überstunden ächzt, durchläuft seit 2006 jeder Einzelne, vom Leiter der Direktion bis zum Streifendienstler, ein spezielles Zusatztraining, das dem einen Zweck dient: bereit zu sein für den Fall, von dem alle dachten, er würde nie eintreten.

In dem Training, sagt Hönle, kommt es zu einer „extrem hohen Identifikation des Probanden mit dem Szenario“: Einsatz-Situationen werden so authentisch simuliert, dass das Bewusstsein für ihre Irrealität zerbricht, es entsteht „eine Dynamik“, sagt Thomas Schöllhammer, Leiter der Kripo Waiblingen, „wo Sie zwischen Training und Ernstfall nicht mehr unterscheiden können“. Auf einer Leinwand sind Szenen zu sehen, auf die es zu reagieren gilt. Mal ist Schießen überlebensnotwendig, mal wäre Schießen fatal. Der Trainingsraum ist mal dunkel, mal grell ausgeleuchtet – aber vielleicht erlischt im nächsten Moment das Licht. Mal ist es furchtbar still, mal dröhnt derartiger Lärm, dass eine Verständigung kaum möglich ist. Auf dem Boden liegt ein blutig geschminkter Trainer – „da schauen Sie an sich runter“, erzählt Ralf Michelfelder, Leiter der Polizeidirektion Waiblingen, „und müssen das Opfer, das sich an Ihr Hosenbein klammert, wegstoßen“. Denn solange der Polizist niederkniete und eine Wunde zu stillen versuchte, könnte der Täter weiter morden.

Die Polizisten werden systematisch so heftigem Stress ausgesetzt, dass manchen der Schweiß die Kleider an den Leib kleistert. All das, sagt Hönle, dient dazu, „eine Erfahrungsschublade im Gehirn anzulegen, die man im Ernstfall aufziehen kann“.

Warum konnten Obermüller, Schnepf und Wolf tun, was sie getan haben? Antwort eins lautet: weil sie sich intensiv vorbereitet haben, gegen jede Wahrscheinlichkeit.

Aber das beste Training, sagt Ralf Michelfelder, ändert nichts daran, dass „das Risiko unterm Strich nicht kalkulierbar ist“. Was die drei Polizisten getan haben, „geht über das hinaus, was wir unseren Leuten abverlangen können“. Mit welcher Unbedingtheit setzt jemand sein Leben aufs Spiel, um das anderer zu retten? Es gibt dafür keine Regel. „Hier sind die Anordnungsbefugnisse erschöpft, und jetzt kommt es auf das an, was der Einzelne darüber hinaus leistet“; wie weit er sich hineinwagt in den „Bereich der Aufopferung“.

Antwort zwei lautet: Es war eine „Entscheidung, die die Kollegen allein aus ihrer Motivation heraus und aus ihrem Berufsethos getroffen haben“.

Struktur

Das Chaos nicht zulassen

Dass am 11. März in Winnenden nicht das helle Chaos ausbrach, ist für Laien im Nachhinein kaum zu begreifen; wie die Polizei die Situation gemeistert hat, wirkt im Rückblick wie ein logistisches Wunder.

Binnen kürzester Zeit fluten die ersten Kräfte heran, und immer neue folgen im Minutentakt: Beamte aus Waiblingen, Göppingen und Esslingen, vom Landes-, vom Bundeskriminalamt und von der Landespolizeidirektion Stuttgart, Beamte in Uniform, Beamte in Zivil. Am Ende sind es 800.

Die Einsatzleiter müssen in einer Mischung aus Erfahrungswissen und Improvisationsvermögen aus dem Nichts heraus eine Struktur aufbauen, in der sich jeder umstandslos aufgehoben findet, jeder weiß, was er zu tun hat.

Rettungssanitäter, Ärzte, Seelsorger eilen herbei, Eltern, vor Sorge von Sinnen, suchen ihre Kinder, Presseleute bahnen sich Wege – es ist, sagt Peter Hönle mit den nüchternen Worten des Einsatztaktikers, ein „ungeheures Menschaufkommen mit unterschiedlicher Interessenlage“. Diese Situation gilt es „zu klären und zu strukturieren“: Betreuungsmaßnahmen anlaufen lassen, Gebäude kontrolliert evakuieren, Angehörige versorgen.

Dem Kollegen beistehen, der am Tatort erfährt: Seine Frau, die hier unterrichtet hat, ist tot.

Und es gilt, „ein weiteres Szenario in der Stadt zu verhindern“. Denn zunächst ist nur so viel klar: Der Täter ist weg, geflüchtet Richtung Krankenhaus oder Stadtmitte, niemand weiß Genauer. Bewaffnete durchstreifen die Stadt, viele in Zivil, sie kennen einander oft nicht einmal. Wenn einer die Nerven verliert, schießt er womöglich auf einen Kollegen.

Bei der Krankenhauszufahrt kommt ein Schwarzgekleideter auf ein paar Polizisten zu. Er hält einen Gegenstand in der rechten Hand, unten aus der Faust ragt etwas, das aussieht wie ein Pistolengriff. Jemand schreit: „Der hat eine Waffe, der hat eine Waffe!“ Die Beamten legen an, sie brüllen „Hände hoch!“

Der Mann gehorcht. Die „Pistole“ ist ein Schlüsselbund, der „Griff“ ein Leder-Etui.

Die Tage danach: Beerdigungen sind zu begleiten und zu schützen, die richtigen Worte sind zu finden im Gespräch mit Hinterbliebenen, die Polizisten sind „Tag für Tag bis in die Nacht hinein bis unter die Haarspitzen im Stress“, erzählt Rolf Böskens, Leiter des Reviers Winnenden. Die 50-köpfige Ermittlungsgruppe häuft binnen eines halben Jahres 4000 Überstunden an.

Die Kriminaltechniker arbeiten zwölf, vierzehn Stunden pro Tag am Tatort, sie rekonstruieren die Flugbahn jeder einzelnen Kugel. Sie betreten die Schule durch den Hinterausgang, verlassen die Schule durch den Hinterausgang, so vertieft sind sie in ihre Arbeit, dass sie nicht wissen, was der Rest der Republik sieht: Am Abend des dritten Tages geht einer von ihnen vor das Gebäude – und bleibt staunend stehen vor einem Meer aus Kerzen. Er geht zu den Kollegen und sagt: „Kommt, schaut euch das an.“

Später sitzen sie beisammen, jeder spricht aus, was ihn umtreibt. Manche weinen.

Ralf Michelfelder sagt: „Für uns war der Einsatz eine Selbstverständlichkeit. Aber keine Alltäglichkeit.“ Das ist sehr bescheiden formuliert.

„Pannen“

Behauptungen und Verdrehungen

Und dann kam das Geschwätz von den „Polizeipannen“ auf. Bei der immer verzweifelteren Hatz nach exklusiven Stoffen und „Enthüllungen“ stürzten sich manche Medien förmlich auf Details, die sich als Missgeschicke hindrehen ließen.

Peter Hönle gibt ein Beispiel: Ein Wendlinger Kollege konnte den Mordschützen stellen, wagte sich, obwohl er beschossen wurde, aus der Deckung, um freie Sicht zu haben und zielen zu können – und traf auf eine Entfernung, „wo jeder Fachmann sagt, Hut ab“, traf den Amokläufer ins Knie, traf ihn so, dass Mediziner

später urteilten: Nach aller fachlichen Logik hätte der Verletzte bewegungsunfähig sein müssen.

Tim K. aber feuerte weiter, der Polizist musste sich wegducken. Der Amokläufer entkam und tötete zwei weitere Menschen.

Danach schrieb der „Focus“ von einer „folgeschweren Panne“ und behauptete: „Das Blutbad im Autohaus von Wendlingen hätte verhindert werden können.“

Peter Hönle: „Mit dieser veröffentlichten Meinung, die andeutet, er hat nicht genug getan, muss der Kollege jetzt leben.“

Ralf Michelfelder ist ein leiser Mann, für einen Menschen in Uniform wirkt er fast irritierend sanft. Weil ein hoher Repräsentant einer wichtigen Institution nichts sagen sollte, das er später zurücknehmen müsste, sind Michelfelders Sätze diplomatisch präzise abgezirkelt und zwingen oft dazu, die Botschaft zwischen den Zeilen zu finden. Aber über das Geraune von den Polizeipannen sagt er: „Das hat den selbstlosen Einsatz der Kollegen diskreditiert. Ich fand das sehr diskreditierend. Wir haben immer schon auf die nächste Online-Vorabmeldung gewartet, in der die nächste ehrabschneiderische Behauptung steht.“

Es tröstet, dass die Pannensucher nicht das letzte Wort behalten haben. Michelfelder sagt: „Dankschreiben sind täglich stapelweise bei der Polizei eingetroffen.“

Wunden

Mit den Schreckensbildern leben

Ein Polizist ist oft mit Bedrückungen konfrontiert, die nie in die Schlagzeilen gelangen. Da ist ein Suizid, den er verhindern will und doch mit ansehen muss. Oder er hört via Funk, ein Kind sei verunglückt, er fährt zum Unfallort; und da liegt ein verbogenes Fahrrad, der Polizist denkt: Das sieht aus wie das von meinem Sohn.

„Wir haben niemand schonen können nach Winnenden“, sagt Ralf Michelfelder, „wir haben von vielen alles gefordert.“ Das war „nicht strittig, nicht disponibel“.

Aber „dem einen oder anderen haben wir vielleicht auch etwas zu viel zugemutet“.

Manche Kollegen haben bis heute damit zu kämpfen. Sie sind in Kur oder arbeiten in einem Schonraum, leisten Innendienst. Es gibt Polizisten, die immer wieder gesagt haben, mir geht es gut, alles in Ordnung, ich komme klar mit den Bildern vom 11. März.

Und dann geschieht irgendetwas – ein Mensch nimmt sich das Leben, ein verbogenes Fahrrad liegt auf der Straße – und eine verborgene Seelenwunde bricht auf.

Es gibt für solche Situationen „Konflikthandhaber“ bei der Polizeidirektion, Kollegen, die eine Fortbildung durchlaufen haben. Wer will, kann sie jederzeit kontaktieren, an den Vorgesetzten vorbei. Ralf Michelfelder sagt: Es ist kein Zeichen von Schwäche, wenn „wir den Nimbus abstreifen, ein Polizist ist hart“.

Thomas Schnepf, Polizeihauptmeister: Er hat Zeitung gelesen, ferngesehen, im Internet gesurft, nach jeder Information gegriffen. Vielleicht, wenn man alles weiß, kann man damit fertig werden.

Tobias Obermüller, Polizeihauptkommissar: Er hat nichts gelesen, nicht gesurft, nichts angesehen, hat lange Spaziergänge gemacht mit seinem Hund. Vielleicht, im Rhythmus der Schritte, kann das „starke Wehmutsgefühl“ zur Ruhe kommen.

Sebastian Wolf, Polizeikommissar: Er setzte sich eines Morgens hin und übereignete all die Gedanken, die in seinem Kopf kreiselten, „einem Blatt Papier“. Er schrieb und schrieb, er schrieb es sich von der Seele.

Tage nach dem 11. März kam eine vollkommen fremde Frau auf Tobias Obermüller zu, nahm ihn in den Arm und sagte unter Tränen: „Sie haben meiner Tochter das Leben gerettet.“

Der Riss

Ein Nachsatz

Eine Zeile des Liedpoeten Leonard Cohen lautet: „There is a crack in everything. That’s how the light gets in.“ Es geht ein Riss durch jedes Ding. Und durch diesen Riss kann das Licht dringen.

Es fällt schwer, angesichts des 11. März 2009, der das Leben so vieler zerrissen hat, vom Licht zu sprechen. Und doch darf man sagen, im Respek